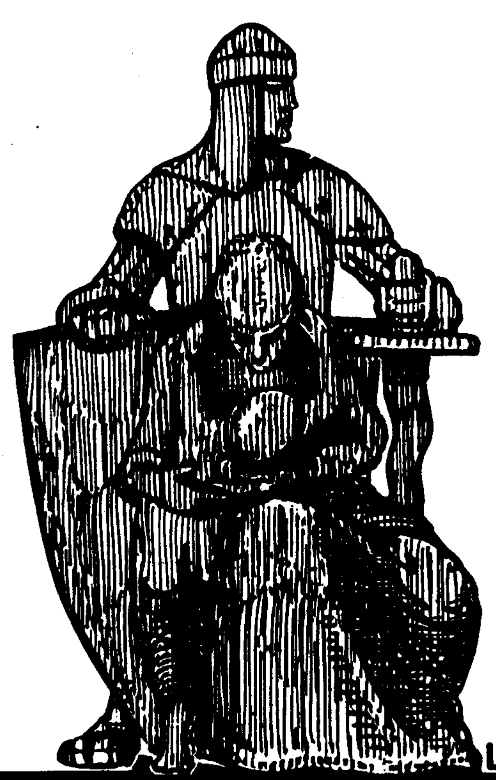

LRichter

Tannenberg-Jahrweiser

1932 / 1933 / 1934

in einem Band

Zusammengestellt von Luise Raab

Ab Jahrweiser 1933 stammen die Zeichnungen
der Monatsleisten von Karl Martin, Meißen

Archiv-Edition

GRUNDSÄTZLICHES ZU UNSERER ARCHIV-EDITION

In unserer *Archiv-Edition* veröffentlichen wir vor allem Faksimiledrucke. Hierbei werden insbesondere solche Bücher und Schriften veröffentlicht, die historisch bedeutsame Vorgänge behandeln und im Rahmen der vorherrschenden Meinungsmanipulation totgeschwiegen oder bei den umfangreichen Büchervernichtungsaktionen nach 1933 und nach 1945 aus den Bibliotheken entfernt worden sind.

Die Darstellungen der Verfasser der einzelnen als Faksimile-Drucke veröffentlichten Titel entsprechen keineswegs durchgängig der Überzeugung des Herausgebers, sie finden daher auch nicht dessen ungeteilte Zustimmung, insbesondere dann nicht, wenn Autoren die geschichtliche Entwicklung zu sehr als Folge von Verschwörungen bestimmter Welt- oder Hintergrundmächte erklären und zu wenig die Bedeutung anderer geschichtegestaltender Kräfte herausarbeiten, vor allem die Rolle weltanschaulicher, kultureller und wirtschaftlicher, aber auch staatsrechtlicher, medien-, bildungs- und bevölkerungspolitischer Bestrebungen und in diesem Zusammenhang vor allem die Rolle von Massensuggestion, Angsterzeugung und Gehirnwäsche, Sendungs-, Auserwähltheits- und Rassenwahn.

Ausdrücklich distanziert sich der Verleger aufgrund seiner Weltanschauung, Moral- und Rechtsauffassung von allen Äußerungen, welche die Menschenwürde anderer angreifen könnten oder einzelnen Völkern, Gruppen oder Minderheiten bestimmte Verhaltensweisen pauschal zuordnen, vor allem, wenn dies geeignet ist, zu diffamieren, den Frieden zu stören oder die freiheitlich-rechtsstaatliche Ordnung zu verletzen. Er verzichtet aber darauf, solche Äußerungen durch Schwärzung unkenntlich zu machen, um seiner Verpflichtung zu dokumentarisch korrekter Werkwiedergabe zu genügen.

Abschließend sei betont, daß er sich als *Vertreter der sog. Esaufraktion* versteht (Näheres dazu in der *Denkschrift*, veröffentlicht in dem systemkritischen Magazin FREIHEIT UND RECHT, Folge 5/2002.)

2008

Faksimiledruck der im *Ludendorffs Volkswarte-Verlag* 1932 und 1933, ab 1934 im *Ludendorffs Verlag,* München, erschienenen Ausgaben

Herausgeber: Roland Bohlinger, *Institut für ganzheitliche Forschung*
Sitz: Freie Republik Uhlenhof/Nordfriesland
Postanschrift: D-25884 Viöl/Nordfriesland, Postfach 1

Druck: Eigendruck

ISBN: 978-3-936223-01-9

Tannenberg-Jahrweiser

1933

Inhaltsverzeichnis



Sonntag		1.	Rudolf	Lutberga
Montag		2.	Asko	Adele
Dienstag	☽	3.	Alfred	Ida
Mittwoch		4.	Rüdiger	Urda
Donnerstag		5.	Eckehard	Heilgard
Freitag		6.	Volkmar	Adelheid
Sonnabend		7.	Adolf	Heidrun
Sonntag		8.	Adalbert	Helgard
Montag		9.	Eilfrid	Amalberta
Dienstag		10.	Dietwin	Hildegard
Mittwoch	○	11.	Oswald	Helma
Donnerstag		12.	Reinhold	Gaba
Freitag		13.	Hildimar	Herigunde
Sonnabend		14.	Erhard	Adalwine
Sonntag		15.	Ferdinand	Nothilde
Montag		16.	Roland	Herigard
Dienstag		17.	Dietmund	Erharda
Mittwoch		18.	Reinhard	Gertrud
Donnerstag	☾	19.	Hakon	Hilderun
Freitag		20.	Gerulf	Liebgard
Sonnabend		21.	Irminfrid	Sigune
Sonntag		22.	Eigilolf	Irmintrud
Montag		23.	Bernhard	Isgard
Dienstag		24.	Argrim	Gebalda
Mittwoch		25.	Karl	Meinfride
Donnerstag	●	26.	Amalbert	Gundoka
Freitag		27.	Irmund	Norgard
Sonnabend		28.	Arnulf	Bernhild
Sonntag		29.	Manfred	Adelgunde
Montag		30.	Leuthold	Nortrud
Dienstag		31.	Ado	Bernharda



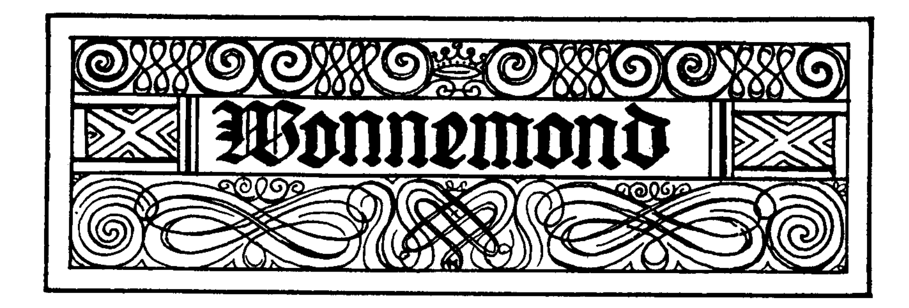
Mittwoch	1.	Albert	Siegberta
Donnerstag	2.	Dietgard	Hildegunde
Freitag	3.	Berno	Adda
Sonnabend	4.	Gilbert	Ragelinde
Sonntag	5.	Bertrad	Winfride
Montag	6.	Saſſo	Gilberta
Dienstag	7.	Irmo	Brigitte
Mittwoch	8.	Meinfrid	Ethelgunde
Donnerstag	9.	Konrad	Freda
Freitag	10.	Arnold	Framhild
Sonnabend	11.	Nordulf	Bertrade
Sonntag	12.	Adalwalt	Inghild
Montag	13.	Berold	Ermenhild
Dienstag	14.	Norwin	Berwiga
Mittwoch	15.	Erich	Ethelfride
Donnerstag	16.	Dankmar	Oda
Freitag	17.	Tankred	Waldtraut
Sonnabend	18.	Ragnar	Gebharda
Sonntag	19.	Siegbert	Richberta
Montag	20.	Jördi	Waldfride
Dienstag	21.	Ordulf	Gundhilde
Mittwoch	22.	Rupprecht	Frida
Donnerstag	23.	Wendelin	Wilburga
Freitag	24.	Arnhard	Adaltraut
Sonnabend	25.	Rother	Ermina
Sonntag	26.	Ludwig	Alberta
Montag	27.	Grawin	Ulrika
Dienstag	28.	Torismut	Walburga



Mittwoch		1.	Lothar	Mathilde
Donnerstag		2.	Herfrid	Gerlinde
Freitag		3.	Anſelm	Nanna
Sonnabend	☾	4.	Oswin	Gerwina
Sonntag		5.	Ingomar	Richarda
Montag		6.	Friedrich	Oswina
Dienstag		7.	Hardo	Friederike
Mittwoch		8.	Gundolf	Ulla
Donnerstag		9.	Aginald	Wiltrud
Freitag		10.	Klodwig	Reinharda
Sonnabend		11.	Ratmar	Swindberta
Sonntag	○	12.	Arno	Roberta
Montag		13.	Teutwart	Malwine
Dienstag		14.	Hildibert	Wanda
Mittwoch		15.	Wolfdietrich	Trudhilde
Donnerstag		16.	Signot	Luitgarde
Freitag		17.	Robert	Weneda
Sonnabend	☽	18.	Edward	Wolfdriga
Sonntag		19.	Leopold	Trudlinde
Montag		20.	Wolfram	Swanewit
Dienstag		21.	Sigismund	Framgart
Mittwoch		22.	Ello	Herlinde
Donnerstag		23.	Herbert	Siegtraut
Freitag		24.	Edelmar	Willegund
Sonnabend		25.	Wulf	Volkhild
Sonntag	●	26.	Berthilo	Froda
Montag		27.	Roderich	Roſamunde
Dienstag		28.	Guntram	Ilſe
Mittwoch		29.	Berthold	Adelinde
Donnerstag		30.	Wigand	Willigard
Freitag		31.	Eberhard	Lutwiga



Sonnabend	1.	Ratfrid	Oſtara
Sonntag	2.	Triſtan	Amala
Montag	3.	Wolfgang	Kunigunde
Dienstag	4.	Kuno	Waltrud
Mittwoch	5.	Luitfrid	Ella
Donnerstag	6.	Volker	Rothild
Freitag	7.	Ansfrid	Ermentrud
Sonnabend	8.	Framwert	Karla
Sonntag	9.	Reinhard	Hadwina
Montag	10.	Ulrich	Hulda
Dienstag	11.	Godwin	Gotberta
Mittwoch	12.	Adelar	Ingeborg
Donnerstag	13.	Edmund	Elſa
Freitag	14.	Dagobert	Anshild
Sonnabend	15.	Heilwig	Godila
Oſtarafeſt	16.	Gerwin	Irmtrud
Montag	17.	Fridjoff	Kriemhild
Dienstag	18.	Friedebald	Wilfride
Mittwoch	19.	Ingo	Groa
Donnerstag	20.	Brunolf	Egberta
Freitag	21.	Ludolf	Adalberta
Sonnabend	22.	Helmold	Edwina
Sonntag	23.	Mundolf	Sigburg
Montag	24.	Eckbert	Herberta
Dienstag	25.	Tidrich	Gothild
Mittwoch	26.	Widolf	Emma
Donnerstag	27.	Odfrid	Albruna
Freitag	28.	Winhard	Gerfride
Sonnabend	29.	Helmut	Ermentraut
Sonntag	30.	Mutfrid	Friderun



Montag		1.	Helmar	Inada
Dienstag	☽	2.	Ingram	Dietberga
Mittwoch		3.	Hugdietrich	Gerhild
Donnerstag		4.	Alarich	Adelhild
Freitag		5.	Ildibad	Hildburg
Sonnabend		6.	Dietrich	Iduna
Sonntag		7.	Giselher	Dietlinde
Montag		8.	Adalrich	Osfrieda
Dienstag	○	9.	Ethelfrid	Luithilde
Mittwoch		10.	Hartmund	Rolande
Donnerstag		11.	Fastolf	Irmhild
Freitag		12.	Ingofrid	Berta
Sonnabend		13.	Odilo	Freia
Sonntag		14.	Helmwart	Armgard
Montag		15.	Neithard	Erna
Dienstag	☾	16.	Vilmar	Godelind
Mittwoch		17.	Giselbert	Fridhild
Donnerstag		18.	Einhard	Erika
Freitag		19.	Hadulf	Hartwiga
Sonnabend		20.	Sigram	Edelberta
Sonntag		21.	Edgar	Adolfa
Montag		22.	Baldwin	Torhild
Dienstag		23.	Reinulf	Waldegunde
Mittwoch	●	24.	Fredegar	Erwine
Donnerstag		25.	Gerbert	Ansburg
Freitag		26.	Berengar	Sigrada
Sonnabend		27.	Hugbert	Helmtrud
Sonntag		28.	Wilhelm	Tora
Montag		29.	Hatto	Minna
Dienstag		30.	Hadubrand	Edith
Mittwoch		31.	Sigwin	Bertraut



Donnerstag	1.	Richard	Lehna
Freitag	2.	Notger	Manfreda
Sonnabend	3.	Willimar	Klothilde
Hohenmaien	4.	Gustav	Ingfrida
Montag	5.	Sigurd	Ortrud
Dienstag	6.	Bertrand	Ethelinde
Mittwoch	7.	Boso	Ingrid
Donnerstag	8.	Wolfhard	Marhild
Freitag	9.	Grabert	Uda
Sonnabend	10.	Otto	Lutberta
Sonntag	11.	Hartmut	Amalafrida
Montag	12.	Adamar	Diethild
Dienstag	13.	Lutgar	Rotraut
Mittwoch	14.	Gebhard	Warhilde
Donnerstag	15.	Winfrid	Fridegard
Freitag	16.	Ringan	Gerburg
Sonnabend	17.	Bodulf	Swanhild
Sonntag	18.	Ortwin	Skona
Montag	19.	Gernot	Adelgunde
Dienstag	20.	Herwig	Thurid
Mittwoch	21.	Eckfrid	Sighild
Donnerstag	22.	Widgar	Edeltraut
Freitag	23.	Theodulf	Fraua
Sonnabend	24.	Egilbert	Isa
Sonntag	25.	Marhold	Dieta
Montag	26.	Norbert	Erkanfleda
Dienstag	27.	Otholf	Gudrun
Mittwoch	28.	Sebald	Frigga
Donnerstag	29.	Reginald	Hildberta
Freitag	30.	Thorsten	Sigrun



Sonnabend	1.	Thorwalt	Elfriede
Sonntag	2.	Ottokar	Anselma
Montag	3.	Hanno	Gunthild
Dienstag	4.	Olaf	Eiltrut
Mittwoch	5.	Götz	Isengard
Donnerstag	6.	Edwald	Fenja
Freitag	7.	Willibald	Erdmute
Sonnabend	8.	Bern	Sigwina
Sonntag	9.	Agilolf	Hildentrud
Montag	10.	Meginhard	Lantheid
Dienstag	11.	Heidulf	Luitgund
Mittwoch	12.	Heinrich	Gunhild
Donnerstag	13.	Imo	Heimtraut
Freitag	14.	Gerwig	Uffa
Sonnabend	15.	Guntbert	Odwina
Sonntag	16.	Fridewalt	Irmgard
Montag	17.	Herrat	Froha
Dienstag	18.	Gerhart	Willirun
Mittwoch	19.	Bernold	Tilda
Donnerstag	20.	Nordfrid	Rinda
Freitag	21.	Hermann	Sneewit
Sonnabend	22.	Lamprecht	Odburga
Sonntag	23.	Artur	Wolfrada
Montag	24.	Ditmar	Idisa
Dienstag	25.	Helmund	Kunhild
Mittwoch	26.	Waldemar	Lantberta
Donnerstag	27.	Berthelm	Heila
Freitag	28.	Hartwig	Brunhild
Sonnabend	29.	Thorwald	Radegunt
Sonntag	30.	Hunold	Irmfrid
Montag	31.	Sturmher	Fridemunde



Dienstag		1.	Framhart	Gerhild
Mittwoch		2.	Markwart	Herta
Donnerstag		3.	Tejas	Arminhild
Freitag		4.	Otmar	Sichrada
Sonnabend	○	5.	Gering	Erdhild
Sonntag		6.	Irinhart	Adila
Montag		7.	Oderich	Frohrun
Dienstag		8.	Hugo	Ratmunde
Mittwoch		9.	Herhold	Selma
Donnerstag		10.	Diethelm	Nolde
Freitag		11.	Barnim	Eginhild
Sonnabend		12.	Richmar	Swana
Sonntag	☾	13.	Harulf	Reinarda
Montag		14.	Fridmar	Botwina
Dienstag		15.	Swidbert	Embla
Mittwoch		16.	Hermund	Wahra
Donnerstag		17.	Bertram	Leidharda
Freitag		18.	Amalo	Amaltrud
Sonnabend		19.	Siegfroh	Ellengart
Sonntag		20.	Horstmar	Libhilde
Montag	●	21.	Erno	Theudelinde
Dienstag		22.	Ran	Richalta
Mittwoch		23	Ernst	Arntrud
Donnerstag		24.	Theudis	Erma
Freitag		25.	Hunibert	Huberta
Sonnabend		26.	Fridbert	Signe
Sonntag		27.	Meinulf	Roswitha
Montag	☽	28.	Hadubrecht	Heilsigna
Dienstag		29.	Ernfrid	Geralda
Mittwoch		30.	Hedin	Rathild
Donnerstag		31.	Reinmund	Teuta



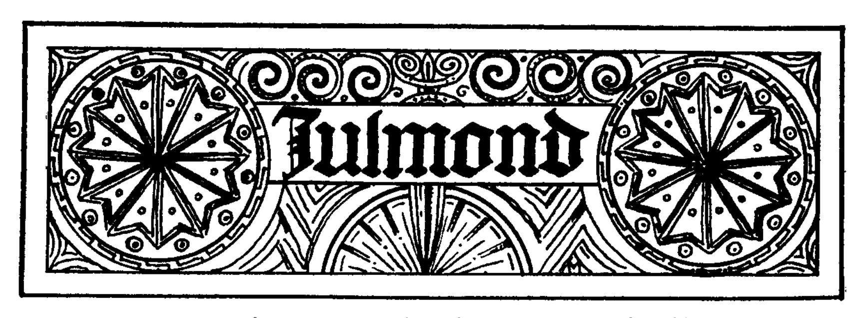
Freitag	1.	Harald	Siglinde
Sonnabend	2.	Hasso	Thusnelda
Sonntag	3.	Berto	Ute
Montag	4.	Theodemir	Reginhild
Dienstag	5.	Gisfrid	Hilla
Mittwoch	6.	Kurt	Idberga
Donnerstag	7.	Ewald	Runhild
Freitag	8.	Theodahat	Hera
Sonnabend	9.	Tilo	Sigrada
Sonntag	10.	Runo	Udalgard
Montag	11.	Burkhard	Herburg
Dienstag	12.	Wilfrid	Edeltrud
Mittwoch	13.	Gunther	Hilma
Donnerstag	14.	Eppo	Godlinde
Freitag	15.	Irmbert	Sunhild
Sonnabend	16.	Giselmar	Adelrun
Sonntag	17.	Reinfrid	Thya
Montag	18.	Eigil	Gebtrud
Dienstag	19.	Gottschalk	Herfride
Mittwoch	20.	Eginhard	Wendula
Donnerstag	21.	Reifgert	Bertgard
Freitag	22.	Gerold	Luthild
Sonnabend	23.	Fridolin	Waltrun
Sonntag	24.	Brage	Eda
Montag	25.	Atli	Udalberta
Dienstag	26.	Egmond	Godberta
Mittwoch	27.	Garlib	Hiltrud
Donnerstag	28.	Dietwart	Edfride
Freitag	29.	Edwin	Gisbalda
Sonnabend	30.	Dankwart	Gida



Sonntag	1.	Oskar	Gerta
Montag	2.	Agnar	Agiltrud
Dienstag	3.	Udo	Mara
Mittwoch	4.	Sintram	Senta
Donnerstag	5.	Gerbrand	Autberga
Freitag	6.	Meinrad	Ortrun
Sonnabend	7.	Adalfrid	Elke
Sonntag	8.	Gerwig	Wulfhild
Montag	9.	Fridhelm	Frodegard
Dienstag	10.	Dietfrid	Sunna
Mittwoch	11.	Helmgunther	Hergart
Donnerstag	12.	Dankfrid	Idburg
Freitag	13.	Theodebert	Meinhild
Sonnabend	14.	Wenzel	Ranthild
Sonntag	15.	Edelbert	Adohild
Montag	16.	Sigmar	Hedwig
Dienstag	17.	Lebrecht	Berthild
Mittwoch	18.	Adelwart	Witburg
Donnerstag	19.	Rodger	Ragelinde
Freitag	20.	Henning	Ottilie
Sonnabend	21.	Andwar	Irmtraut
Sonntag	22.	Ingbert	Wala
Montag	23.	Sigmut	Lobhild
Dienstag	24.	Fromund	Wilhelmina
Mittwoch	25.	Ingraban	Imma
Donnerstag	26.	Bernwart	Ernfride
Freitag	27.	Marwig	Swanhild
Sonnabend	28.	Gerold	Eberharda
Sonntag	29.	Kunibert	Gulbraun
Montag	30.	Theodegar	Wilgard
Dienstag	31.	Hilderich	Ludegund



Mittwoch	1.	Wigbert	Hilma
Donnerstag	2.	Blidher	Deleda
Freitag	3.	Williger	Alberta
Sonnabend	4.	Helge	Walheide
Sonntag	5.	Hattilo	Thiota
Montag	6.	Ringolf	Wilhild
Dienstag	7.	Willo	Fridholda
Mittwoch	8.	Godfrid	Elfgart
Donnerstag	9.	Theoderich	Dagmara
Freitag	10.	Hartwin	Gisela
Sonnabend	11.	Willibrod	Edila
Sonntag	12.	Wigmar	Hallgerd
Montag	13.	Nordwin	Adelgard
Dienstag	14.	Reidmar	Hilda
Mittwoch	15.	Regin	Godfride
Donnerstag	16.	Totila	Otmara
Freitag	17.	Germund	Weralda
Sonnabend	18.	Odo	Guntrun
Sonntag	19.	Horst	Daghilde
Montag	20.	Gerwald	Orlindis
Dienstag	21.	Tilfrid	Arnhild
Mittwoch	22.	Hildegrim	Gislinde
Donnerstag	23.	Werner	Trude
Freitag	24.	Dieter	Hega
Sonnabend	25.	Armin	Witrada
Sonntag	26.	Zierold	Dalgard
Montag	27.	Sigfrid	Hildeburg
Dienstag	28.	Dagarich	Hildelind
Mittwoch	29.	Egon	Leidolfa
Donnerstag	30.	Gerald	Guntrada



Tag	Mond	Datum		
Freitag		1.	Thankmar	Meginhild
Sonnabend	🌕	2.	Ery	Norberta
Sonntag		3.	Rigbert	Sigtrud
Montag		4.	Luitpold	Elrada
Dienstag		5.	Ottomar	Hasmara
Mittwoch		6.	Willigis	Bathild
Donnerstag		7.	Thetwart	Sistrud
Freitag		8.	Hildebrand	Irma
Sonnabend		9.	Alwig	Herild
Sonntag	🌗	10.	Framhold	Erla
Montag		11.	Egmar	Werdandi
Dienstag		12.	Fridemund	Hallfrida
Mittwoch		13.	Aribert	Gisberta
Donnerstag		14.	Volkwin	Rathild
Freitag		15.	Adimar	Harda
Sonnabend		16.	Helmfrid	Gudula
Sonntag	🌑	17.	Alfrid	Ehrenhild
Montag		18.	Guntmund	Heilruna
Dienstag		19.	Erwin	Gotburga
Mittwoch		20.	Half	Egwina
Donnerstag		21.	Harand	Adeltrud
Freitag		22.	Sarlo	Gertraut
Sonnabend	🌓	23.	Hartfrid	Heimholde
Sonntag		24.	Irinfrid	Hermina
Julfest		25.	Gisbert	Erkanwihe
Dienstag		26.	Botho	Volkeswinda
Mittwoch		27.	Walter	Balda
Donnerstag		28.	Ortlib	Nantgunt
Freitag		29.	Gibich	Heilburga
Sonnabend		30.	Gothart	Agilberta
Sonntag	🌕	31.	Dietlieb	Libtrud

Deutschtum und Christentum.

Von General Ludendorff.

Deutschtum und Christentum lassen sich nicht vereinigen. Das wissen die Kirchenbeamten, die dieses behaupten, nur zu gut. Es steht ja im Neuen Testament und zwar in der Offenbarung Johannes 5, 9/10, der von Kirchenbeamten besonders gern angeführte Aufschrei:

„Redemisti nos, domine, in sanguine tuo ex omni tribu et lingua et populo, et natione, et fecisti nos deo nostro regnum."

„Du hast uns, o Herr, mit deinem Blute herauserlöst aus aller Art, Stamm, Sprache, Volk und Nation, und aus uns das Reich Gottes gemacht."

Dementsprechend arbeiten die Kirchenbeamten zielbewußt an der Errichtung des Reiches Gottes auf Erden, d. h. an der Vernichtung des Volkstums zu dessen Gunsten.

Vorweg steht der Jesuitengeneral, der folgerichtigste Christ:

„Wir Jesuiten erkennen als Geist unseres Berufes, daß wir weder einen Vater, noch Verwandten, noch ein Vaterland haben, kurz wir haben nichts auf dieser Welt.

Wer um Christi Willen Verachtung der Welt bekennt, hat in der Welt kein Vaterland mehr, das er als das seinige anerkennt."

In diesem Sinne arbeitet die römische Kirche, ihr Beamter Mönius gibt dem Ausdruck in dem Wort:

„Katholizismus bricht jedem Nationalismus das Rückgrat."

Der protestantische Kirchenbeamte Lic. Pohlmann schreibt:

„Wie wir bereit sein müssen, unser eigenes Leben hinzugeben um Jesu willen, so müssen wir auch bereit sein, unser Volkstum gering zu achten um seinetwillen.

Insofern ist es richtig, daß zwischen Deutschtum und Christentum ein schroffer Gegensatz besteht, derselbe Gegensatz, der zwischen Sünde und Gott besteht.

Aber natürlich, dieser Gegensatz besteht nicht nur zwischen Deutschtum und Christentum, sondern er besteht zwischen jedem Volkstum und dem Evangelium. Die Entwicklung von einem Volkstum zum Christentum ist nie geradlinig, sondern es geht immer durch einen Bruch, in welchem manches Stück des Volkstums preisgegeben werden muß."

In der Tat, die katholische Zeitschrift „Das neue Reich" hat recht, wenn sie anführt, daß selbst jedes Überbleibsel des Christentums, das man in die völkische Rassegemeinschaft übernimmt, sich früher oder später gegen diesen Rassestaat auswirken muß und ihn noch vor seinem endgültigen Gestaltwerden zu Fall bringen wird.

Darum sieht auch der Jude, nach Prof. Klausener „Jesus von Nazareth", die Lehre Jesu als eine Gefahr für den Bestand jedes Volkes an, das diese

Lehre annimmt, und daher auch als Grund, weshalb die Juden selbst für ihr Volk diese Lehre nicht wollen.

So und nicht anders darf die Wirkung des Christentums auf das Volkstum sein; denn die Christenlehre will das Gesetz und die Propheten erfüllen (Math. 5, 17, 18) und das Gesetz und die Propheten begründen die Judenherrschaft.

Jahweh gibt den Juden die Weisung 5. Mos. 7, 16:

„Du wirst alle Völker fressen."

Nun wehrt sich das Blut der Völker gegen dies „Gefressenwerden". So mußten denn die Völker durch die christliche Lehre dazu reif gemacht werden. Daß später Priester solchen Erfolg dieser Lehre den Juden wegnahmen und für sich einheimsen wollen, hat mit der Lehre des Jesus von Nazareth nichts zu tun. Für ein Volkstum ist es ganz gleichgültig, ob es sich selbst zugunsten des Juden oder einer Priesterschaft aufzugeben hat.

Damit die Lehre nun ihr Ziel erreicht, sind in ihr Weisungen enthalten, die die Volkskraft schwächen müssen.

Zwietracht trägt die Lehre ins Volk und die Familien.

Jesus von Nazareth selbst sagt: Lukas 12, 49, 51, 52:

„Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon! Meinet Ihr, daß ich hergekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage: Nein; sondern Zwietracht. Denn von nun an werden fünf in einem Hause uneins sein; drei wider zwei, zwei wider drei."

Und ähnlich Matthäus 10, bei Aussendung der Jünger:

„34. Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert.

35. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre Schwieger."

So entstanden dann Glaubenskriege und Bürgerkriege, Revolution und Morde in ihren furchtbaren Roheiten und Verwilderungen. Die Zerrissenheit der Völker bis auf den heutigen Tag wurde geboren. Der Volksgenosse wurde zum Untermenschen oder Banditen, vielleicht auch zur Bestie, selbst wenn er noch nicht einmal „gottlos" war. Der ganze Haß, den die Christenlehre Andersdenkenden gegenüber betätigt, konnte dauernd Orgien feiern. Wir stehen heute noch in dieser grauenvollen Entwicklung.

Während sie mit aller Gewalt weitergeführt wird, arbeitet der „Sieger", der eingeweihte Jude und der eingeweihte Priester, ebensolange an der Brechung des Selbsterhaltung- und Abwehrwillens des Volkes, eines Willens, den selbst das Tier betätigen darf, damit die Werkzeuge seiner Untaten sich nicht einst etwa gegen ihn richten und er unblutig die Vergewaltigung der Massen vorbereiten kann, während er seine auserwählten Werkzeuge noch zur Volkszerstörung anhält. Wir lesen in der „Bergpredigt" Math. 5:

„38. Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn;

39. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel, sondern, so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den anderen auch dar.

40. Und so jemand mit dir rechten will, und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel . . .

43. Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben, und deinen Feind hassen;

44. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen."

Gleichzeitig wird seit Jahrhunderten eine Auswahl der Minderwertigen getrieben. Paulus sagt 1. Korinther 1, 26 ff.:

26. „Sehet an lieben Brüder euren Beruf: nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen;

27. Sondern was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schaden suche; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was stark ist.

28. Und das Unedle vor der Welt, und das Verachtete hat Gott erwählet, und das da nichts ist, das er zunichte mache, was etwas ist.

29. Auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme."

Diese Auswahl der Minderwertigen, verbunden mit der Blutentnahme der Völker in dem Bereiche von Jahrhunderten und der Brechung des Abwehrwillens und des Stolzes im Menschen, mußte sich in furchtbarster Weise in den Völkern auswirken. Die Volkskraft mußte entarten und schwinden.

Diese Zerstörung des Volkstums wurde noch vertieft durch die Entheiligung der Ehe und die Herabsetzung der Frau, wie das der Jude Paulus so erschreckend lehrt. Ich weise auf 1. Korinther 7 hin. Ich will hier nicht die schauervollen Worte über die Ehe anführen, die dort ausgesprochen sind. Ich gebe nur nachstehende Worte wieder:

Epheser 5,22: „Die Weiber seien untertan ihren Männern als dem Herrn."

Und 1. Korinther 14,34:

„Eure Weiber lasset schweigen in der Gemeinde."

Dadurch wird dem Weibe sein natürliches Recht genommen, in Gemeinschaft mit dem Manne auf Familie und Gemeinwesen gleich berechtigt mit ihm ihre wesensverschiedene Veranlagung zum Heile des Volkes zur Auswirkung zu bringen. Es fehlte „die Mutter" dem Volke. Männerstaaten müssen auf die Dauer verkommen.

Weiter, immer weiter mußte die Christenlehre die Völker zu versklaven suchen. Nirgends gab es ein Halten mehr. Erst wenn das Blut völlig zum Schweigen gebracht wurde, waren die eingeweihten Juden und Priester ihrer Erfolge sicher.

Es besteht die Gefahr, daß eine freie Geistesregung die Völker doch noch immer zum Erwachen führen könnte, während die Völker ja nur zu glauben,

nicht zu wissen haben. Sie sollten in dumpfer Geistesnacht gehalten werden. Es heißt in Kolosser 2,8:

„Sehet zu, daß euch niemand beraube durch die Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehre und nach der Welt Satzungen und nicht nach Christo."

Hand in Hand mit solcher Geisteskneblung geht die Kollektivierung der Wirtschaft, die den einzelnen in wirtschaftliche Abhängigkeit bringen soll. Wir lesen in der Apostelgeschichte 2, 44, 45:

„Alle aber, die gläubig waren geworden, waren beieinander und hielten alle Dinge gemein.

Ihre Güter und Habe verkauften sie und teilten sie aus unter alle, nachdem jeder Mann Not war."

Ähnliches lesen wir im 4. und 5. Kapitel. Hier bestraft Petrus den Annanias und seine Frau, die nicht allen Erlös ihres Gutes abgegeben hatten, und dann endet er: Du hast Menschen und nicht Gott belogen, worauf denn Annanias und seine Frau tot zusammenbrachen.

Ich konnte mich nur mit Beispielen begnügen, die die Ursache bilden, für die ernste Lage unseres Volkes nach tausendjähriger Christenherrschaft. Das Werk „Erlösung von Jesu Christo" meiner Frau zeigt dies alles in eingehender Weise.

Niemand zeigt sonst die Folgen der Christenlehre dem Volk. Ja Zentrum, Bayerische Volkspartei und N.S.D.A.P. fordern, daß die christliche Lehre alle Gebiete des öffentlichen Lebens durchdringe. Das ist durchaus folgerichtig und entspricht der Bedeutung des Glaubens für ein Volk. Was muß aber aus einem Volke werden, dessen gesamtes Leben nach den angeführten Lehren gestaltet wird? Wir brauchen uns nicht zu wundern, wenn wir auf unserem heutigen Tiefstand angelangt sind. Wenn wir nicht noch tiefer sanken, als wir gesunken sind, so liegt das nur daran, daß Deutsches Blut sich gegen das Hineingerissenwerden in die Menschenherde, Christenheit genannt, immer noch wehrt. Die linken Parteien, d. h. die „Internationalen", stellen sich diesem volksverderblichen Wirken in keiner Weise entgegen. Sie arbeiten mit dem Schlagwort „Religion sei Privatsache" und überlassen das Volk ruhig dem Juden und der Christenlehre. Ja sie fördern die Judenherrschaft im weitesten Umfange. Die Nationalen täuschen das Volk, indem sie von dem Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken sprechen, obschon sie genau wissen, daß Religion auch die Politik umfaßt und die Politik ihr zu dienen hat. Sie täuschen das Volk, indem sie dessen Erwachen dadurch hemmen, daß sie dem Volke von dem Gleichsein des Christentums und Volkstums sprechen. Alle Feinde Deutscher Volksschöpfung wissen nur zu gut, daß sie der christlichen Lehre bedürfen, um das Volk ihrem Willen gemäß in Knechtung zu erhalten. Nur das Volk weiß das nicht, oder kennt nicht die volle Bedeutung des Glaubens in der Auswirkung auf seine Lebensgestaltung.

Es ist nun einmal so. Der Glaube ist die Grundlage des Lebens eines Volkes. Er ist kein Ding an sich und weil dem so ist, wehre ich vom Deutschen

Volke eine Lehre ab, die mit seinem Volkstum nicht nur nicht vereinbar ist, sondern es im Laufe der Jahrhunderte in erschreckender Weise geschädigt hat.

Dafür setze ich die Deutsche Gotterkenntnis, die meine Frau in ihrer religiösen Schau von dem Werden der Welten und des Menschen auf unantastbaren wissenschaftlichen Grundlagen uns allen gab.

Diese Gotterkenntnis kennt keinen Zwiespalt mit dem Volkstum, keinen Zwiespalt mit der Wissenschaft, sie verwurzelt den Einzelnen im Volk, entspricht den ewig gültigen Rassegesetzen und dem göttlichen Sinn des Menschenlebens.

Sie stellt den Menschen stolz und frei und selbstverantwortlich in allen Gebieten, auch in dem wirtschaftlichen in die Volksgemeinschaft und beschränkt seine Freiheit nur insoweit, als die Volkserhaltung dies erfordert.

Sie gibt ihm eine klare Moral des Lebens zur Erfüllung der göttlichen Wünsche und für die Möglichkeit der Umgestaltung zum Bewußtsein Gottes, solange er lebt.

Sie gibt ihm ein ebenso klares Sittengesetz für die Volkserhaltung und stärkt seinen und seines Volkes Selbsterhaltungwillen gegenüber seinen Feinden aller Art, die ihm deutlich gezeigt werden.

Es ist nun einmal so: Verderben des Volkes und Auflösung des Deutschtums mit der Christenlehre, Volksschöpfung mit der Deutschen Gotterkenntnis: andere Wege kann das Deutsche Volk nicht gehen. Es hat jetzt die Entscheidung selbst in seiner Hand.

Heiliger Kampf

Haßbedroht
Wandeln wir unter den Feinden,

Krafterprobt
Weichen der Tücke wir nicht,

Sieggewiß
Drängen wir vorwärts im Streite,

Todbereit
Kämpfen wir für das Licht.

Luise Raab

Artfremd und arteigen.

Von Dr. Mathilde Ludendorff.

Eine Mitkämpferin schickte mir zwei Bilder aus dem „Hausbuch Deutscher Kunst", Hans Thoma „Religionunterricht" und L. Knaus „Salomonische Weisheit" und sagte, selten hätten zwei Bilder sie so erschüttert, weil sie für den Erkennenden die artfremde und arteigene Unterweisung der Kinder in lehrreicher Klarheit darstellt.

Die Mitkämpferin hat nur allzu recht. Für mich ist der Umstand noch viel erschütternder als die Bilder selbst, daß sie beide getrost in einem Hausbuch Deutscher Kunst erscheinen können, ohne auch nur einen einzigen, der durch das Christentum völlig entwurzelten, in ihrem Rassebewußtsein gänzlich erstickten Betrachter aufzurütteln und zur Besinnung zu bringen, nein, daß nur der schon zum Erkennen Erwachte sieht, was aus diesen Bildern zu lesen ist.

Hat dann nicht der Jude sehr recht, wenn er verächtlich über die „Dummheit der Gojim" lächelt? Freilich, diese „Dummheit" hat er selber durch das Christentum in unserem Volke zuwege gebracht. Ja in unserem Volke weit mehr noch als anderwärts; denn das gemütstiefe Rasseerbgut des Deutschen ließ es ihn mit dem Christentum ernster nehmen als andere Völker. Darum hat sich an ihm auch die Offenbarung Johannes viel tiefer erfüllt als bei anderen Völkern, der Deutsche ist „herauserlöst" aus Volk und Stamm. Zum Glück ist es noch nicht gelungen, ihn durch allseitige Einführung des Esperanto als Ersatz der Muttersprache auch aus seiner Sprache zu erlösen. Und so bleibt eine Brücke zum Rasseerbgut.

Aber er ist so schauerlich entwurzelt, daß selbst die Millionen Deutschen, die das Christentum voll überwunden haben, mit denkbar bestem Gewissen in der Kirche bleiben und mit den flachsten und unmoralischen Begründungen ihre Kinder den Fremdsuggestionen wieder aussetzen. Was hören wir da nicht alles sagen:

„Mein Kind steht der ganzen Lehre kritisch gegenüber, Sie sollten nur hören, was es aus der Schule heimbringt und wie es davon erzählt."

So sagen sie und wissen nicht, wie unheimlich es sich in der Seele des Kindes auswirken muß, wenn es mit Überlegenheitgefühlen dem erwachsenen Lehrer gegenübersitzt und innerlich über die Lehren lächelt, die dieser ernst nimmt. Es fühlt sich einem Erwachsenen überlegen. Die Einsicht in seine eigene ungeheure Unreife, die an sich so schwer aufrecht zu erhalten ist, wird in ihm zertrümmert und so geht es in die gefährlichsten Jahrzehnte seines Lebens, in die Jahre seiner „Einsargung" (siehe „Selbstschöpfung") ohne den Freund, der ihm wirksam helfen könnte und der da heißt: „Ich bin ein Unreifer, der wohl daran tut, jeden Tadel und jede Kritik über mich, und würde sie mir auch in der unvollkommensten Weise zuteil, ernst und wichtig zu nehmen und ohne Selbstverblendung darüber nachzudenken."

Die anderen Eltern sagen:

„Es ist ganz gut, wenn unser Kind das Christentum durchmacht und es dann selber überwindet, wie wir es getan haben."

Fahrlässige Unmoral, nichts anderes hat hier das Wort! Fahrlässig ist es, ein Kind all den Suggestionen auszusetzen, deren unheimliche Wirkung ich in dem Buche „Des Kindes Seele und der Eltern Amt" in dem Abschnitt „Hüter des Gotterlebens" angedeutet habe.

Das Handeln einer Mutter, die ihr Kind in die Typhusbaracke einliefert, mit den Worten, es ist gut, daß das Kind den Typhus überwinden lernt, auch ich habe ihn überwunden, fällt uns bei solchen Worten unwillkürlich ein.

Seht hin auf die Millionen, die kein Wort des Christentums mehr glauben. Auf die 48 Millionen Deutsche, die nach der Statistik nicht mehr zum Abendmahl gehen, also an das höchste Gnadenmittel der Kirchen gar nicht mehr glauben und dennoch Mitglied dieser Kirchen bleiben, also in der ersten Frage dieses Lebens, in der Frage der Gotterkenntnis abgründige Heuchler sind. Ihre Seele ist gemordet; denn sie nimmt es mit der Frage der Gotterkenntnis nicht mehr ernst und legt keinen Wert mehr darauf, hierin ehrlich zu sein, koste es, was es wolle. Wenn etwas die ungeheure Gefahr der Kindheitsuggestion mit einer artfremden und wissensfremden Lehre erschreckend klar beweist, so sind es diese 48 Millionen unehrlicher Heuchler in einem Volk von 60 Millionen Menschen!

Diese Fährnis, die die artfremde Lehre der Seele bietet, bezieht sich noch nicht einmal auf den Inhalt dieser Lehre. Sie wird allein schon gezeitigt durch das schauerliche den heiligen Gesetzen der Seele Zuwiderhandeln, die das Gemüt nur von dem Arteigenen wecken und wachhalten lassen, die den Einklang des Erbgutes mit den Lehren fordern (siehe „Des Menschen Seele", Abschnitt „Das Unterbewußtsein").

In meinem „Lehrplan für Lebenskunde" habe ich all das reiche Wissen gezeigt, welches dem Kind gegeben werden muß, damit es fest verwurzelt mit Sippe und Volk, innig verwoben wird mit der Natur und den Gesetzen des Weltalls, damit es die Feinde seiner eigenen Seele und des Volkes und die Schicksale der Vergangenheit seines Blutes kennt und somit ein wackerer Kämpfer für den Sieg des Göttlichen in seiner eigenen Seele und in seinem Volke werden kann. Es ist hier den Eltern das gute Gewissen genommen, dem Kinde dies alles vorzuenthalten, ganz so wie ich es in jenem Abschnitt des Buches „Des Kindes Seele und der Eltern Amt" den Eltern genommen habe, den Kindern die Fremdlehre zu geben.

Es gibt Menschen, die lernen durch einen langen Blick auf gute Bilder mehr als durch Worte und deshalb möchte ich die Leser des Jahrweisers bitten, diese Bilder den Flachen und den Zweiflern an der Notwendigkeit des Wandels zu zeigen.

Die Deutsche Frau hat einen harten undeutschen Gesichtsausdruck, während sie dem Kinde aus den jüdischen Geschichten vorliest, aus dem Buch, das sie für das Wort Gottes hält und das auf jeder dritten Seite den Haß gegen ihr eigenes Blut, den grausamen Zerstörungwillen an ihm und ungezähmte

Machtgier über es von Seiten des Juden beteuert und der Grausamkeiten und der Morde an blutsverwandten Völkern die Fülle schildert. Sie liest dem Kinde aus dem Alten Testament; denn sie hat die Bibel zur Hälfte aufgeschlagen und vier Fünftel der Bibel sind ja Altes Testament. Aber wesensfremd wäre dem blonden träumerischen Jungen, der bei ihr sitzt, auch das letzte Fünftel!

Welch ein Glück, daß sie Deutsch genug geblieben ist, um sich draußen in die freie Natur, in den Garten, mitten in eine echt Deutsche Landschaft zu setzen, so daß es uns mehr als zweifelhaft ist, ob der liebe träumerische Junge nur ihrer Stimme oder etwa auch dem Vogelsang lauscht, der hineinzwitschert. Sein Seelchen kann sich ja abschließen so oft es will und vielleicht wird ihn die Frau am Schlusse nicht weiter ausfragen, was er von all den Judengeschichten behalten hat.

Aber von dem, was für seines Volkes furchtbar ernsten Kampf mit dem listreichen Gegner, der diese heilige Schrift schrieb, dringend not wäre, erfährt er nichts, der kleine Träumer! Der Jude wird über ihn, wenn er erwachsen ist, wie er dies in seinen Gemeindeblättern tut, auch listig sagen und triumphieren: Ein Goi ist zum Akum geworden, auch er wird als Esau im Grase liegen und die Vöglein singen hören, während Jakob, der Sohn meines Blutes, zum bewußten Kämpfer für sein Volk geworden ist, vollgefüttert mit salomonischer Weisheit.

Ja, mit „salomonischer Weisheit"! Und wie die aussieht, das hat Knaus auf seinem Bilde ausgezeichnet wiedergegeben. Der Judenvater sitzt nicht im Garten. In einem Kellergewölbe, in dem er seine gehamsterten Waren umherliegen hat, raucht er sein Pfeifchen, um in einer Feierstunde das Liebste zu tun und das Wichtigste: sein Kind mit arteigener Lehre zu unterweisen.

Der ernste Teil des Unterrichts scheint vorüber. Das ist jene Unterweisung, die es erreicht, daß der Haß, der glühende Haß gegen unser Blut wach wird. All die Abwehrtaten, die Nichtjuden gegen die haßreichen mörderischen Wege des Judenvolkes zu seiner Weltherrschaft von Zeit zu Zeit ausführten, werden in die Kinderseele des Judensprößlings in „salomonischer Weisheit" so gelegt, als sei das Judenvolk ein unschuldig verfolgtes, von allen Völkern verachtetes und gehaßtes Volk, das nur Undank dafür geerntet hätte, daß es diesen die Gotterkenntnis und Moral gegeben hätte!

Gerade wie die Christen die seltenen Fälle, in denen einmal sie von Heiden in Abwehr verfolgt wurden, zu langen Märtyrergeschichten aufbauschen, aber von den Massenmorden schweigen, die sie selber an den Heiden und Ketzern ausführten, so macht es der Jude in „salomonischer Weisheit", wenn der Sproß seines Blutes unterwiesen werden soll, bis auch er von brennender Rachgier entflammt ist und mit bestem Gewissen in seinem Leben später listreiches Unrecht an unserem Blute und dem Blute aller Nichtjuden verübt, vermeintlich als Antwort auf Unrecht an seinen Ahnen und erlittene Märtyrerqualen.

Hat der Jude in dem Kinde das erreicht, dann wird es Zeit zur Lehre der arteigenen Wege der „Rache" an den Gojim, die dem Rasseerbgut so sehr entsprechen, daß der kleine Junge begeistert jedes Wort von den Lippen seines

Vaters liest. Ja er, der Haßgetränkte, strahlt vor Freude, wenn der Vater ihm nun erzählt, wie diese Gojim von dem Juden Paulus zu dem Christentum bekehrt und durch dieses ohnmächtig in der Abwehr geworden. Wenn er ihm berichtet, wie z. B. bei den Deutschen Gojim alle Werke, die von der hohen und uralten Kultur ihrer Ahnen zeugten, auf den Rat der Juden am Hofe Ludwig des Frommen verbrannt wurden und so dieses Volk ohne Rassewissen und Rasseweistum herumtapert, wehrlos und ziellos dem Juden ausgeliefert. im Kampfe den Blick gerichtet auf den verheißenen Himmel des Christentums.

Er erzählt ihm, wie der Jude sich äußerlich verachten ließ und tatsächlich an den Höfen der christlichen Fürsten herrschte und listreich die Geschichte der Gojimvölker beeinflußt hat. Hei, wie lacht da das Auge des Kindes, wie liebt es die List ganz wie sein Vater, wie wenig dünkt sie ihm schlecht, wie „gut" erscheint ihm grausame Tücke an anderen Völkern, ganz wie seinem Vater. Wie will auch er an den Zielen über die Jahrhunderte hin helfen, die noch dazu für den Einzelnen ganz angenehme Erfolge haben.

Eine Rasse unterweist sich hier für den Kampf ihrer Art, gemäß ihrer Eigenart und es ist zu wetten, daß dieser kleine Jude genau so gut ausgerüstet für den Daseinskampf seines Blutes ins Leben geht, wie jedes Tier, das durch Erbinstinkte in seinem Handeln geleitet worden ist.

Einst wird der Tag kommen, wo er sich mit unserem träumerischen Liebling des Thoma-Bildes messen wird. Was helfen diesem dann all seine Begabungen, all sein Tiefblick, all seine Möglichkeiten, ein Weltall im Sinnen zu umspannen! Nichts gab man ihm ins Leben mit an Wissen über die Ziele und Wege seiner Feinde! Nein, vertrauensvoll lauscht er dem wohl unterwiesenen listvollen Juden, der mit ganz bestimmten Plänen für sein Volk an ihn herantritt.

Warum sollte er auch nicht vertrauensvoll auf ihn lauschen? War nicht sein „Heiland" ein Jude? Trägt der junge Jude, der da auf ihn einredet, just den gleichen Vornamen wie einer der Juden, von dem die Mutter ihm als dem „erwählten Gotte" an jenem Sommersonntag vorlas, an dem der Vögel Sang diesen Namen umklang und die heimatlichen Hänge, auf die sein Auge glitt, sich dem Klang dieses Namens gesellten?

Der Ausgang der Listwege des volksbewußten, mit Haß gegen Deutsches Blut genährten jungen Juden ist gewiß. Arteigen ist das Wissen, das man ihm gab in seiner Kindheit. Mit der artfremden Lehre seines Blutes aber wurde unser armer Liebling zum Christ, zum abwehrunfähigen, entwurzelten Deutschen gemacht!

So mag es gerne sein, daß er trotz allen edlen Wollens, das er in sich herrschen fühlt, ungewollt und ungeahnt mißleitet von Fremdlehre durch sein Handeln und noch mehr durch sein Unterlassen zum Verbrecher an seinem Volke wird, während der Jude, durchtränkt von unedlem Wollen gegen jeden Nichtjuden, seines Volkes Erhaltung und noch weit mehr darüber hinaus durch sein Tun sichert. Wie lange noch wollt Ihr das Verbrechen begehen, dem Kinde artfremde Lehre zu geben, arteigene zu weigern?



Ostara

Es rauschten die Quellen zu Tale
Im silbernen Tropfengeschmeid.
Da stieg aus der Ackerschale
Ostara, zum Schenken bereit.

Hoch steigen die Lerchen und singen
Helljubelnd mit lenzfrohem Gruß.
Da taten die Knospen springen
Unter Ostaras Fuß.

Nun hob sie den goldenen Schlüssel
Und weckte die Saaten im Land,
Und streute aus schimmernder Schüssel
Die Blüten mit segnender Hand.

Die goldene Locke blieb hangen
Im schwellenden Knospengedicht,
Ich wollte sie halten und fangen . .
Da griff ich in spielendes Licht.

Lotte Huwe

Scherenschnitt von Margarete Schütz, 1932.

Immanuel Kant. Arthur Schopenhauer. Mathilde Ludendorff.

Von Hans Kurth.

Immanuel Kant. Arthur Schopenhauer. Mathilde Ludendorff.

Das sind drei Namen, zwischen die man nicht Kommata setzt. Denn dazu ist der Inhalt eines jeden von ihnen zu groß. Um solche Namen nacheinander auszusprechen, muß man auch Zeit haben, zwischen ihnen zu verhalten. Zwischen solchen Namen stehen darum Punkte. —

Es sind die Namen dreier Deutscher Geisteswelten, von drei verschiedenen Gipfeln aus gesehen. Und einer dieser Gipfel ragt immer mächtiger zum Himmel empor als der andere. Und der eine fußt mit seinen Fundamenten immer in dem Bau des anderen, über den hinaus er sich erhebt.

Und wenn es auch drei Gipfel sind, so sind sie dennoch nur ein Massiv und nur ein Granit. —

*

Diese drei Namen sind drei Namen des Deutschen Aufbruchs.

Und: — Durchbruchs!

Des Aufbruchs aus der Nacht der Geistes- und Seelenknechtung, des Dogmenwahns und des Aberglaubens, der Weltflucht und der Weltverfluchung, der Dämonenfurcht und der Gottentwürdigung; — aus jener Nacht, die selbst das Leuchten, welches der große Hellene, der erhabene Platon, in die Welt getragen, für mehr als ein Jahrtausend in Finsternis begrub.

Und sie sind zugleich auch die Namen des Durchbruchs zur Deutschen Gotterkenntnis! Das heißt: zu jener Entzifferung der „Bildschrift Gottes", wie Mathilde Ludendorff das Weltall der Erscheinungen nennt, und aus welcher das wieder zu sich selbst heimgekehrte Deutsche Genie seine große unorientalische und unpriesterliche Wahrheit ablas von jenen beiden Dingen, die unser Gemüt, wie Immanuel Kant sagt, „mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht" erfüllen, nämlich von dem „bestirnten Himmel über uns" und von dem „moralischen Gesetz in uns".

Das aber ist bereits die Erkenntnis vom Gotte in der Welt, — die Erkenntnis vom Gotte im Menschen. —

*

Gewiß stehen an dem Wege, der in die Deutsche Freiheit führt, gar viele und gar große Namen. Denn immer wieder regte sich im Deutschen Seelenerbe der zur Sünde verlästerte „Gottesstolz", seinen Protest erhebend als das „Erlebnis aus Menschenwürde und aus Selbstverantwortung". Und der göttliche Wunsch zum Wahren brach eine Bresche nach der anderen in das vom Priester und Fürsten bewachte Gefängnis.

Zerbrochen aber ward es erst in diesem Namen:

In Immanuel Kant, dem „Alleszermalmer", dem größten Denker über das Denken, dem Kritiker des menschlichen Erkenntnisvermögens, —

und darum recht eigentlich: dem „Philosophen der Vernunft".

In Arthur Schopenhauer, dem großen Verdeutlicher der Kantischen Erkenntnis, dem Deuter des großen Geheimnisses in der Welt, des Kantischen „Dinges an sich" als Wille, — und darum recht eigentlich: dem „Philosophen des Willens".

In Mathilde Ludendorff als demjenigen Weltdeuter, der in beiden den Irrtum vom Wahren trennte und, auf das Zeitlos-Wahre in ihnen sich gründend, über beide unendlich hinausschritt, das große Geheimnis in seinem Schöpfungziele selbst, in seinem Werden und in jenem seiner Wunder enträtselnd, welches wir Seele heißen.

Und darum ist diese Frau recht eigentlich der „Philosoph der Seele". Und das heißt soviel wie der Philosoph des Innersten dieser Welt, des — Göttlichen selbst. —

*

Immanuel Kant. — Unter diesem Gipfel steht eine Wahrheit, gültig für alle Zeit. Es ruht aber auch unter ihm noch manches Geröll des Irrtums und viel Gefesseltheit. Denn auch über diesem Weisen von Königsberg stand noch der Obrigkeitstaat, der ihn mit königlicher Kabinettsorder wegen „Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der Heiligen Schrift und des Christentums" gar deutlich verwarnt hatte. —

Seine zeitlos gültige Wahrheit aber ist die Unterscheidung zwischen der „äußeren" Welt, zwischen der Welt der Wirkungen und Erscheinungen, über die unsere Vernunft allein nur Erkenntnis zu gewinnen vermag, und der „inneren" Welt, dem „Dinge an sich", der Welt jenseits von Raum und Zeit und Ursache und Wirkung, für die der Vernunft kein Erkenntnisvermögen gegeben ist, und die nur durch die bewußte Seele des Menschen erst etwas von sich selber weiß.

Immanuel Kant hat im Denken über das Denken die Grenzen der Vernunft bestimmt. Er hat gezeigt, daß sie nur so weit zuständig ist, wie die Sinneserkenntnis reicht, auf die sie sich stützt. Er hat die Vernunft als jenes Wunderding bewiesen, das im Widerspiel mit der äußeren Welt entstand und darum auch nur über diese äußere Welt nachdenken kann nach den ihr eigenen Denkformen von Raum und Zeit und Ursache und Wirkung, nicht aber über die innere Welt, wie es bisher alle dogmatischen Philosophien, Theologien und Religionen getan hatten.

Und darum ward er deren „Alleszermalmer". —

*

Arthur Schopenhauer. — Auch unter diesem Namen steht für alle Zeit gültige Wahrheit. Aber auch Irrtum. Und zwar Irrtum, der um so trauriger stimmt, da keiner so nahe an der Pforte stand wie er. Und indem er die Pforte nicht fand, wurde das Ende — Pessimismus. —

Was die Deutsche Gotterkenntnis als das Zeitlos-Wahre Arthur Schopenhauer entnimmt, das ist die große Fortführung und Verdeutlichung jener Un-

terscheidung, die Immanuel Kant gewann im Denken über die Zuständigkeit der Vernunft und über deren Unzuständigkeit.

Was Immanuel Kant als die „äußere Welt", als die „Welt der Erscheinungen" erfaßte, das verdeutlichte uns Arthur Schopenhauer als die „Welt als Vorstellung" — als meine Vorstellung von den Erscheinungen. Und was Immanuel Kant als die „innere Welt", als jene die Erscheinungen bewirkende Welt angesprochen hatte, das verdeutlichte uns Arthur Schopenhauer noch weiter als die „Welt als Wille".

Das innerste Wesen der Welt in allen ihren Erscheinungen — Wille. Die Schwere, die in allem Stoff zum Massenmittelpunkt strebt, die den Stein zur Erde und die Erde zur Sonne zieht, — Wille. Die Kraft, die in der Pflanze wirkt, die Kraft, durch welche der Kristall entsteht, die, welche den Magnet zum Nordpol wendet, die, welche in den Wahlverwandtschaften der Stoffe als Fliehen und Suchen, Trennen und Vereinen erscheint, und auch die Seele, — in allem und allem als das Wesenhafte: Wille! —

Wie nahe doch stand Arthur Schopenhauer dem großen Geheimnis der Welt, als er das Wesen und Werden der Welt als Wille ertastet hatte!

Und doch: Es war das Geheimnis der Welt nur erst ertastet. Es fehlte noch immer die Erkenntnis des Schöpfungzieles und die Deutung der menschlichen Unvollkommenheit, die so viel Leid verbreitet.

Und es fehlte damit noch immer das — Ganze. —

*

M a t h i l d e L u d e n d o r f f. — Unter diesem Namen vereint sich das Wissen von der Zuständigkeit der Vernunft und die Erkenntnis vom Willen als dem Wesen der Welt mit dem, was die naturwissenschaftliche Forschung in der Tatsache der Entwicklung bewies, und gewinnt in intuitiver Schau unter dem Umsinnen des Todgeheimnisses, das von jeher das religiöse Gemüt am tiefsten bewegte, das fehlende Ganze. —

Der Tod und das Todesmuß — sie werden erkannt als gewollt vom Willen der Welt, damit aus Selbsterhaltungwillen der Unsterblichkeitwille wurde, der über die Seele als Unbewußtsein und über die Seele als Unterbewußtsein das Werden der Seele als Bewußtsein erzwang. Sie werden erkannt als gewollt vom weltenschaffenden Willen. Und ein anderes Wort für denselben heißt — Gott!

Gewollt von Gott! Um des Schöpfungzieles willen. —

Und dann erhebt sich aus der Zusammenschau dessen, was das religiöse Gemüt umsann, mit dem, was die Forschung bewies, und dem, was die Vernunft ergründete, die alles überstrahlende Wahrheit des Schöpfungzieles selbst. Und diese ebenso stolze wie verantwortungschwere Wahrheit heißt:

Im Anfang war der Wille Gottes zur Bewußtheit ...

Und dieser Wille zur Bewußtheit, der alles Werden durchwob und dieses Weltall der Erscheinungen entstehen ließ, indem er, um der Erlangung seines Wunschziels willen, sich in Teilwillen zerlegte, die allesamt als „Kräfte" wei-

terwirken, wurde im Menschen erfüllt. So ward der Mensch das einzige Bewußtsein des Göttlichen, einem jeden Menschen die Möglichkeit gebend, „ein einmaliger, einzigartiger, nie wiederkehrender Atemzug Gottes" zu sein. —

Wenn aber der Mensch fähig ist, Gottesbewußtsein zu werden, dann gehört auch zu seiner göttlichen Artung die Fähigkeit, im Sinne des Göttlichen wie auch im Sinne des Widergöttlichen zu handeln. Denn zum Wesen des Göttlichen, das sich in den Wünschen zum Schönen, zum Wahren und Guten, im göttlichen Fühlen und im Gottesstolz kundtut, gehört die Freiheit der Wahl. Und darum kann Mathilde Ludendorff aus ihrer alles überragenden Weltdeutung uns auch noch das letzte zufallen lassen, wovor der große Deuter des Willens noch hatte verzagen wollen. Nämlich die Erkenntnis, daß die Unvollkommenheit im Menschen eine gottgewollte ist! Gottgewollt — als Voraussetzung der Selbstschöpfung der Gottvollkommenheit in heiliger Freiwilligkeit!

Ja, mit nie zuvor geahnter Klarheit konnten die Seelengesetze, die diese gottgewollte Unvollkommenheit ermöglichen, und auch die Wege, auf denen der Mensch sie überwinden kann, erschaut und gegeben werden. Das Werden der Seele vom Urnebel an bis zu der Menschwerdung auf unserem Sterne und die Selbstgestaltung der Menschenseele, das alles konnte uns die Philosophin in seiner ganzen staunenswerten Erhabenheit zeigen.

Vor allem erhielten wir nun auch die klaren sittlichen Richtlinien, die die Lebenskraft im Einzelnen und in einem Volke erhalten und die Erfüllung des göttlichen Lebenssinnes sichern. Die „Umwertung aller Werte", die der große Dichter und flammende Erwecker Deutschen Stolzes gegenüber den Demutlehren des Christentums, die Friedrich Nietzsche als das gewaltige Geistesgeschehen dieses Jahrhunderts verkündete, moralische Wertungen, die sich aus den gewonnenen Erkenntnissen folgerichtig ableiten, sind dem Deutschen Volke, das an ihnen genesen soll, geschenkt.

Damit hat sich unter dem Namen Mathilde Ludendorff vollendet, was unter den Namen Immanuel Kant und Arthur Schopenhauer den Deutschen Durchbruch begonnen hatte:

Den Durchbruch zur Deutschen Gotterkenntnis. —

Drei Namen sind es — und doch nur ein Massiv!

Und was unter ihnen in Klarheit erkannt, was unter ihnen abgelesen wurde aus der großen „Bildschrift Gottes", das hat die Welt in ihrem gemütstiefen Erlebtwerden nicht ärmer gemacht, wie mancher wähnen möchte, der dieses Hochgebirge noch nie betrat. Nein, noch viel reicher und noch viel erhabener. Das aber ward in diesem Maße nur dadurch möglich, daß es eine Frau war, welche diese Schöpfung vollendete.

Auch hierin waltete der weltenschaffende Wille, der in der Todesnot des Gottesbewußtseins unter dem Namen Ludendorff eine Welt der Knechtschaft zertrümmert und eine Welt der sittlichen Freiheit beginnt.

Siedeln tut not.

Von Anton Bücheler.

1901. In Südafrika kämpften die stammverwandten Buren seit dem Herbst des Jahres 1899 den ungleichen Kampf zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit gegen die Weltmacht England, der es bei diesem von seinen weißen und schwarzen Juden angezettelten Kriege vornehmlich um die Gold- und Diamantenfelder des Transvaal- und Oranjefreistaates ging. Nimmer konnten die heute erkannten Kriegstreiber in England so viel bäuerlich-ketzerischen Freiheitgeist im Süden des schwarzen Erdteils dulden, der sich so beharrlich und zähe der Einordnung in ihr erstrebtes Weltreich widersetzte, der es wagte, den Plan des Haupteingeweihten, Cecil Rhodes, der Bahnlinie von Kapstadt bis Kairo zu durchkreuzen. Die sogenannte Welt hielt ob der Taten der burischen Freiheitkämpfer den Atem an, die, obwohl von Englands Heeren die Hauptstädte und Bahnen der Freistaaten längst besetzt waren, dennoch überall und bis zu den Toren vor Kapstadt streiften und den englischen Landsknechten der überstaatlichen Mächte schwer zusetzten. Unsterblicher Ruhm heftet sich an die Namen de Wet, Botha, Delarey und andere. Auch die Herzen des Deutschen Volkes waren ganz im Gegensatz zur damaligen Schaukelpolitik der kaiserlichen Regierung auf Seiten der Buren. Tausende Deutscher Freiwilliger kämpften bei ihnen. Als im Winter 1900/01 „Ohm" Paul Krüger, der Präsident des Transvaal-Freistaates, nach Europa, Hilfe gegen die englische Vergewaltigung suchend, gekommen war, fand er überall nur kalte Schultern bei den Regierungen wie Fürsten, selbst der Deutsche Kaiser empfing ihn nicht einmal. Da war es nicht zu verwundern, daß ob solcher Schmach immer wieder Deutsche Männer, Jungkerle und selbst Schüler sich zu den Buren durchzuschlagen versuchten, um ihnen so wenigstens zu helfen. —

Wenig glücklich erging es jenen drei Quartanern des alten Gymnasiums in Braunschweig, deren Versuch, zu den Buren durchzubrennen, vornehmlich durch ihre allzu große und auffällige Jugend zum Scheitern verurteilt war. Einer von ihnen, der den ganzen Winter über, um den Dolmetscher zu spielen, freiwillig englisch gelernt hatte, sah sich schon damals in seinen kühnsten Träumen als Herr eines Blockhauses in den freien Jagdgründen des Transvaal. Doch vor der Hand wurde aus solchen Plänen nichts, alles hatte sich gegen solche Jugend verschworen: Polizei, Schule, Elternhaus. Und den Vater dieses Jungen dünkte es aussichtreicher und bequemer für ihn, wenn er Oberlehrer oder gar Pastor würde.

1908. Der Burendurchbrenner von damals ist inzwischen von seiner Sippe nach dem Tode des Vaters, obwohl er seine Verwandten beschworen hatte, sie möchten ihn Bauer werden lassen, nach Berlin „verschickt" worden. Er hat in einem großen internationalen, jüdischen Speditionbetriebe, dessen Inhaber mit dem kaiserlichen Hofe gute Beziehungen unterhielten, gelernt und dort einen einträglichen, selbständigen Posten dank seiner Kenntnisse im Zollwesen inne. Nach

Meinung seiner Sippe schien er schon ganz „vernünftig" und zahm geworden zu sein. Doch ist das in der Tat nur Schein; denn längst hat er sich mit Leib und Seele dem Wandervogel verschrieben. Seine geheimsten Gedanken spiegeln sich in einem kleinen Bildchen auf seiner Junggesellenbude, ein strohgedecktes Bauernhaus inmitten von Obstbäumen und von Kornstiegen umgeben darstellend, wieder, darunter steht: „Mein Ideal". Als gehorsam und frommchristlich erzogener Deutscher hatte er gleich nach seiner Ankunft in Berlin die verschiedensten Jünglingsvereine aufgesucht, ohne dort irgendwie warm zu werden. Viel frischer und freier machten dagegen nach dem Schreibstubendienst der Woche sonntägliche Wanderungen durch die Mark. Lange Zeit wanderte er so allein, bis er eines Sonntags eine bunte, frohe Schar Jungen traf, die die Nacht in einem märkischen Bauernbackofen zugebracht hatten und nun nach dem Morgenbade im Bötzsee mit Sang und Lautenklang in den taufrischen, sonnigen Morgen hineinzogen. Lange schon hatte er den Wandervogel gesucht, dessen Name, seit er ihn vor Jahren auf der hohen Schule in Braunschweig in einem Schülerkalender gelesen, ihm so verheißungvoll anziehend und sein ahnungvolles Sehnen befriedigend erschienen war. Sie wurden Fahrtgesellen, und künftig gehörte jede freie Stunde dieser jungfrischen Bewegung der Vorkriegszeit, die aufgebaut auf Selbstzucht und das gute Vorbild der Führer — meist junger Studenten und Kaufleute — den äußeren Schein und Glanz der kaiserlichen Zeit und der ganzen herrschenden gesellschaftlichen Unkultur Fehde angesagt hatte und sich auch durch die Verbote der Schulgewaltigen nicht schrecken ließ. Der Wandervogel erwanderte sich Deutsches Land und Deutsche Geschichte und wurde damit aller Blasiertheit der Gesellschaft und der besonders auf den höheren Schulen gepflegten Dünkelhaftigkeit zum Trotz seinem Volkstum neu verbunden. Das Volkslied wurde dabei das beste Bindemittel. Es ist ein geschichtliches Verdienst des Wandervogels, daß er das durch die Scheinkultur der Großstädte zurückgedrängte und arg bedrohte Volkslied der Vergessenheit entriß. Noch heute ist der Zupfgeigenhansl Hans Breuers unsere volkstümlichste Liedersammlung. Juda und Rom versuchten wiederholt, diese Revolution der Deutschen Jugend zu bändigen, denn mit sicherem Gefühl witterten sie die drohende Gefahr, die sie vollends erst in der Nachkriegszeit durch staatliche und kirchliche Jugendpflege abzubiegen vermochten. Das Wandervogeljungvolk der Vorkriegszeit lebte in so inniger Naturverbundenheit in den Deutschen Bergen und Wäldern seinem ureigenen Deutschen Glauben, daß es Kirchgänge und planmäßige Morgenfeiern nicht kannte und auch nicht brauchte.

1910. Schon damals erwachte klar und zielbewußt unter den Wandervogelführern als die folgerichtige Krönung Deutscher Weltanschauung der Siedlunggedanke. Aus den Vereinigten Staaten und Kanada wurden verlockende Siedlungangebote gemacht und viele gingen hinüber. Auch unser Freund stand dicht vor diesem Entschlusse. Nur die Erfahrungen Deutscher Siedlunggeschichte: das vielfach zu beobachtende dem eigenen Volkstum Verlorengehen solcher Deutscher Auslandssiedler, zumal in Nordamerika, hielt ihn und einen aus einem mecklenburgischen Landpastorenhaus stammenden Freund noch in letzter Stunde davon

zurück. Theodor Fritsch-Leipzig gründete mit der Deutschen Erneuerunggemeinde die Siedlung Heimland bei Rheinsberg in der Mark, wohin sehr bald noch im Gründungjahre verschiedene Wandervogelführer gingen, um handgreiflich Landarbeit und Siedlung zu lernen. Anfang des nächsten Jahres waren vier alte Wandervögel dort, darunter unsere beiden Freunde, die beide ihre großstädtischen Ämter und Würden an den Nagel gehangen hatten und nun buchstäblich in den Kuhstall gegangen waren. Die ganzen Sippen und Verwandtschaften waren sprachlos und bannten sie. —

1911. Da sie dort in Heimland bei den hohen Zielen, die dieser Siedlung gestellt waren: Aufzüchtung der germanischen Rasse nach den Forderungen Willibald Hentschels (Varuna) zu wenig Selbstzucht und Vorbild auch bei dem Schutzherrn der Siedlung und ihre Forderungen nach Abstellen des Genusses der Rausch- und Rauchgifte (Alkohol und Nikotin) keine Beachtung fanden, suchten sich alle Wandervögel andere Lehrstellen, so unsere beiden Freunde auf der Obst- und Gartenbauschule Wittstock a. d. Dosse. Im Herbst des Jahres landen unsere beiden Siedlunglustigen dann in der Obstbausiedlung Eden bei Oranienburg, dessen Schulmeister sie auf einem Gautage des Wandervogels kennengelernt und der sie seinerseits beide für die aufstrebende Siedlung, die damals schon gut 500 Einwohner zählte, und eine eigene Schule unterhielt, gewonnen hatte. Eden war schon 1893 von einer Schar Vegetarier auf der Grundlage des gemeinsamen Bodenbesitzes, der sogenannten Bodenreform, gegründet und stellte anfangs überaus strenge Aufnahmebedingungen: Alkohol-, Nikotin- und Fleischgenußverbot. Das letzte mußte aber bald aufgegeben werden, da es zeitweilig zu Fanatismus und Unduldsamkeit ausartete.

Jedenfalls herrschte in Eden besonders unter der Jugend, die ihrem vorbildlichen Schulmeister kindlich ergeben war, ein freier Geist, der das ganze Gemeindeleben durchpulste und bei der Gestaltung der vier Edener Gemeindefeste — Frühling-, Sonnwend-, Ernte- und Weihnachtfest — auch die meisten Alten mit in seinen Bann riß, wobei Volkslied und Volkstanz wieder zu ihrem Rechte kamen. Es war das Verdienst dieses trefflichen Mannes, der im Mai 1916 vor Verdun sein Leben seinem Deutschland opferte, daß er Deutsche Weltanschauung schon vor dem Kriege lebte und in jener Siedlung zu verwurzeln strebte. Er selbst besaß wie alle Edener seinen großen Obstgarten, seine Heimstätte, und war ein Meister in jeder Hinsicht. Sein Schulunterricht fand möglichst im Freien statt, zumal der der Jüngsten und war von Deutscher Geschichte und Deutscher Volkskunde beherrscht. Die schulrätlichen Prüfungen dieser Ketzerschule schnitten in Bezug auf jüdischen Geschichtunterricht (Religionunterricht) meist nicht gut ab, dagegen brachten oftmals die Edener Kinder die hohen Prüfungbeamten in arge Verlegenheit durch ihre naturkundlichen Kenntnisse der Vögel, Insekten und Pflanzen. Drei Stunden von Eden entfernt im Kremmener Luch hatte das Edener Jungvolk eine alte verfallene, unbewohnte Torfmeisterei als Landheim erworben und mit eigenen Kräften und Mitteln wieder instandgesetzt. An winterlichen Heimabenden um den alten gemütlichen Kachelofen sitzend, entwickelte der Schulmeister den älteren Mädeln und Bur-

schen dann seine Zukunftpläne, wie etwa schon in einigen Jahren die erste Siedlerschar gen Osten ziehen müsse, um dann wohlausgerüstet mit Kenntnissen und Erfahrungen eine neue Siedlung auf breiterer landbaulicher Grundlage als Kleinobstbauern mit zwei bis fünf Hektar Land und wenig Vieh zu begründen. Stets wurde an solchen Abenden des wackeren Jugendführers Lieblingslied gesungen: „Kein schönerer Tod ist in der Welt, als wer vorm Feind erschlagen . . .". — Diese Pläne sind nicht so in die Tat umgesetzt; ein großer Teil Edener Jugend ist nach Nord- und Südamerika gegangen, der große Krieg und sein Ausgang ließen es anders kommen. Heute ist Eden ein kaufmännisch hochentwickelter Musterbetrieb oder auch ein „idealisierter Kollektivbetrieb", in dem der einzelne den Mangel oder Verlust eigener Selbständigkeit nicht so hart empfindet. Über ein Viertel aller Edener sind hauptberuflich in diesem Betriebe tätig. Nur wenige und hartnäckige zähe Siedler behaupten sich ausschließlich auf Landbesitz als Obst- und Gartenbauern. Die christliche, uns wesensfremde Weltanschauung, die vor dem Kriege ganz zurücktrat, ist heute in Eden tonangebend und arbeitet klug und beharrlich, um auch das geistige Kollektiv zu besiegeln. Doch stemmt sich Deutscher Ketzergeist auch heute die Zusammenhänge erkennend, dagegen.

1914. Im Laufe weniger Jahre erwarb sich unser Freund als Mitarbeiter in der Edener Obstverwertung die Mittel zum Erwerb eines ersten Stückes Obst- und Gartenlandes mit einer Blockhütte darauf. Mit seiner Braut zusammen baute er die Hütte weiter aus, bis dann alle weiteren Pläne jählings unterbrechend der Weltkrieg hereinbrach. Im Hornung 1915 hielten beide Freunde Kriegsdoppelhochzeit, indem der Mecklenburger in dieselbe Familie hineinheiratete. Er hatte sein väterliches Erbteil schon Jahre zuvor zum Erwerb einer großen Edener Obstbauernwirtschaft benutzt, hatte Tannenberg mitgeschlagen und kam eben aus dem Lazarett, von einer Verwundung genesen, gerade noch zur Trauung zurecht. Wenige Tage darauf mußten beide zu ihren Truppenteilen. Die jungen Frauen besorgten die Wirtschaften.

1915. Wir finden unseren Freund im Sommer an der Westfront im Priesterwalde in der Gegend von Pont à Mousson. Hier nach dem Schützengrabendienst vorn im Ruhelager in der Bergwäldern um Vilzey, Bayonville und Onville abends vor den Unterständen unter den hohen Buchen saßen die Krieger und sprachen von Kriegsheimstätten-Siedlung nach dem Friedensschluß. Der Osten käme fast ausschließlich in Frage, denn die Großgrundbesitzer in Ost- und Westpreußen, in Pommern, Mecklenburg und Schlesien würden doch selbstverständlich, wo das ganze Deutsche Volk in allen Ständen und gerade der bisher kein Vaterland besitzende Deutsche Arbeiter so tapfer die Feinde von den Grenzen fernhielten, nach dem Kriege Siedlungland reichlich und billig zur Verfügung stellen. Der Forderung: „Jedem heimkehrenden Krieger eine Heimstätte!" würde sich kein Fürst und keine Regierung verschließen. Das ermunterte selbst die eingefleischtesten Berliner des Res.-Inf.-Rgts. 7. —

1917. In diesem Jahre und im folgenden erklärte sich auf Betreiben der Obersten Heeresleitung, in Sonderheit General Ludendorffs, der baltische Adel

bereit, von seinem über 360 Hektar betragenden Besitz freiwillig ein Drittel zur Landbesiedlung in erster Linie an Deutsche Kriegsteilnehmer billig zur Verfügung zu stellen. Auch durch die Jugendbewegung daheim und draußen ging damals ein starker von den in der Heimat befindlichen Kriegsbeschädigten eifrig gepflegter Siedlungwille. Allenthalben fanden Siedlertagungen mit folgendem Zusammenschluß zu Siedlunggemeinschaften statt. Kurland vor allem war das leuchtende Ziel: Diese Gemeinschaften wollten dort regelrechte, neue Deutsche Dörfer gründen und Deutsche Kultur dort vertiefen. Aber all das hoffnungvolle Planen und Streben wurde durch den schmachvollen Waffenstillstand von Compiègne und das Diktat von Versailles zuschanden.

1919. Selbst den unentwegten Roßbachern und Kämpfern der Eisernen Division im Baltenlande konnte nicht der versprochene Lohn der Ansiedlung werden, sie mußten Baltenland räumen und wurden später in Ostpreußen und Pommern gelegentlich des Kapp-Putsches gegen Deutsche Arbeiter als Schutztruppe verwandt. Angesiedelt ist kaum einer von ihnen.

Unser Freund wurde im Priesterwalde verwundet und kam auch nach Jahresfrist in die Heimat zurück, wo er zuletzt bis zum Ausbruch der Revolution auf einer Oberförsterei als Russenaufseher tätig war. Sein Besitz in Eden betrug dreiviertel Hektar, als er ihn im Frühjahr 1919 verkaufte. Im Winter 1918/19 machte er verschiedene Reisen, um zu breiterer landbaulicher Nutzung geeignetes Siedlungland zu erwerben. Endlich wurde das etwas im Pyritzer Weizackergebiet, wo die durch die Schule des Wandervogels gegangene Tochter eines Großgrundbesitzers, die selbst voller Eifer dem Landleben ergeben war, ihren Vater bestimmte, einige hundert Morgen Land zur Siedlung von seinen Gütern abzutreten und auch die Siedler mit Rat und Tat zu unterstützen. Die Werbetrommel brauchte nicht laut geschlagen zu werden, denn Siedlunglustige gab's übergenug. Die meisten waren gleich von der Schulbank in den Krieg gezogen und hatten dort auch schon die handgreifliche Arbeit kennen und schätzen gelernt. Jeder hatte mindestens Erfahrung im Bau von Unterständen, und damit begann auch nach der Landverteilung an die ersten Siedler zu Frühlingsanfang in Ückerhof die Arbeit. Bis auf die Familie unseres Freundes, damals aus Frau und zwei kleinen Kindern bestehend, waren alle anderen Mitsiedler unverheiratet; sie hatten sich einander zu gegenseitiger Hilfe beim Hausbau verpflichtet. Bald entstand die „Urzelle" der neuen Siedlung aus Latten und Schilfrohr mit Lehm beworfen, ein standfester, feldmäßiger Sommerunterstand und gleich daneben der Brunnen. Nach der Anlage der ersten Unterkulturen wie Rhabarber, Erdbeeren und Himbeeren, wurde das Land mit Gemüse und Feldfrüchten bestellt, zunächst zweieinhalb Hektar (10 Morgen). Danach entstand auf den Grundmauern aus Feldsteinen das erste Gebäude in Lehmstampfbau in niedersächsischer Bauart — Menschen, Vieh und Vorräte, alles unter einem Dache vereinigt. Über diese Lehmbauweise lagen nur spärliche Erfahrungen vor. Doch soviel stand fest, daß diese gesunde und billige Bauweise ehemals in ganz Deutschland heimisch und weitverbreitet war und nur durch die Ziegelindustrie nahezu völlig verdrängt ist. Damals

stand noch alles im Zeichen der Zwangsbewirtschaftung, alle Nahrungmittel gab es nur auf Karten, Ziegelsteine überhaupt nicht. Deshalb war keine Zeit zu verlieren, frisch ging es an die neue Arbeit des Lehmstampfbaues. Der Lehm konnte an Ort und Stelle gegraben werden und wurde erdfeucht ohne irgendwelche Zutaten und Behandlung zwischen Schalbrettern eingestampft und so wuchs in etlichen Wochen der Ulenhof aus dem Boden empor, der am Tag des Richtfestes, als abends der ganze First voller Käutzchen saß, nach diesen Ulen (Eulen) seinen Namen bekam. Bis zum Herbst kam auch das Dach aus Schilfrohr darauf, so daß das Haus zum Winter auch notdürftig bezogen werden konnte. Um den Hof herum wurden gleich im kommenden Frühjahr etwa dreiviertel Hektar (3 Morgen) Berghänge mit Obstbäumen und Beerensträuchern gepflanzt, dicht am Hofe fanden auch einige Walnußbäume und Fliedersträucher ihren Platz. Von Jahr zu Jahr fast kam immer etwas Land hinzu, so daß der Betrieb jetzt von zweieinhalb Hektar auf acht Hektar angewachsen ist.

1932. Heute liegt der Hof schon in einem immer dichter werdenden Walde von Fruchtbäumen und -sträuchern. Wenn dann zwischen den Baumreihen im Heuert und Ernting die gelben Kornstiegen stehen und das Rohrdach des Hauses winkt, dann denkt der Hofherr mit Freude und Stolz an „Mein Ideal" aus der Berliner Junggesellenbude, seinen Hof, dessen Räume oft genug widerhallen vom Jauchzen der acht munteren Kinder, und seine wackere freudige Frau denkt mit ebenso großem Stolz daran, daß sie im Mai 1930 den Feldherrn des Weltkrieges und seine tapfere Frau am Eichentische in der großen Stube zu Gast hatte, der es ganz besonders das Kindergewimmel der heranwachsenden Ketzerbrut angetan hatte. Deutscher Freiheit- und Ketzergeist aber wird bewußt auf dem Ulenhofe gepflegt.

Hat das Christentum die Deutsche Frau befreit?

Von Luise Raab.

In einem Diktatheft aus der Konfirmandenstunde befindet sich folgender Absatz:

> „Das Christentum hat die selbst bei den Juden des Alten Testaments zuweilen nicht beachtete Forderung der Einehe (Monogamie) im Gegensatz zur Vielehe (Polygamie) wieder hergestellt. Es hat dadurch das Weib aus dem Stande sklavischer Unfreiheit dem Manne gegenüber zu sittlicher und religiöser Gleichheit mit ihm erhoben. Das Christentum hat dadurch den Grund zu wahrem Familienglück und rechter Kindererziehung gelegt. Das weibliche Geschlecht verdankt seine gegenwärtige Stellung nur dem Christentum und sollte dafür mit besonders dankbarer Liebe zu dem Heiland aufblicken, der es berufen hat zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes."

Noch immer wird diese Behauptung geglaubt und von den Geistlichen der christlichen Kirchen in Deutschland gelehrt. Sie sagen, man solle sich nur einmal von den Missionaren erzählen lassen, wie die Heidenfrauen alle schwere Arbeit allein tun müssen, die Männer aber auf der faulen Haut liegen und ihren Frauen nur befehlen wie Arbeittieren. Sicherlich gab und gibt es Völker, bei denen solche Kulturzustände herrschen. Für uns Deutsche handelt es sich aber um die Fragen:

1. Welche Stellung hatte die Deutsche Frau in Familie und Volk vor Einführung des Christentums bei uns?

2. Was lehrt das Christentum selber als gottgewollte Stellung der Frau in Familie und Volk?

3. Wie hat sich solche Lehre bei uns ausgewirkt?

Aus der Beantwortung dieser Fragen muß sich ergeben, ob das Christentum die Deutsche Frau von der Sklavin zur freien Deutschen Persönlichkeit entwickelt hat oder aber umgekehrt!

Im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung berichtet uns der Römer Tacitus in seinem Buche „Germania", daß die germanischen Jungfrauen die gleiche Jugendzeit wie die Knaben erlebten und ihnen im hohen Wuchs ähnelten. Mit ihrer Verheiratung hatte man es nicht eilig. Bei der Eheschließung beschenkten sich die Ehegatten gegenseitig mit Waffen, zum Zeichen, daß sie von nun an Schicksalsgefährten und in heldenhafter Gesinnung, Ehre und Freiheit zu schützen bereit seien. Streng heilig wurden diese Ehen gehalten, „denn fast als die einzigen unter allen Barbaren begnügen sich die Germanen mit einer Frau." Während des Kampfes sind die Frauen stets in der Nähe ihrer Männer, feuern sie an und stärken die Verschmachtenden, verbinden die Verwundeten. Ja, sie halten sogar die Fliehenden auf, denn nichts ist den Germanen schrecklicher als die drohende Gefangenschaft. So kommt es, daß das Schlimmste oft durch die Frauen verhütet wird und daß einige von ihnen besonders verehrt wurden. Man suchte und befolgte ihren Rat.

Das Bild, das uns hier von unseren heidnischen Stammüttern gezeichnet wird, finden wir auch in den wenigen uns erhaltenen Sagen wieder. Die Frau ist nicht Sklavin, sondern Gefährtin des Mannes, sie lebt in der Einehe, die Ehe ist heilig, ohne jedwede Gerichtsverträge oder Gelübde, die Frau nimmt jenseits der Wände ihres Hauses tätigen Anteil am Geschick von Sippe und Volk.

In diese Kultur hinein dringt der christliche Gedanke. Er ist geboren im jüdischen Volk und nur zu verstehen, wenn wir die jüdische Kultur und die jüdische Auffassung vom Weibe kennen, wenn wir uns die jüdischen Stammmütter vor Augen stellen. Rabbiner Dr. Max Eschelbacher sagt*): „Noch heute segnen Vater und Mutter ihre Tochter: „Gott lasse dich werden wie Sara und Ribka, wie Rahel und Lea"."

Also wie Sara, die sich verkuppeln läßt, wie Rebekka, die ihren Mann

*) Soziale Ethik im Judentum, herausgegeben vom Verband der Deutschen Juden. J. Kauffmann, Frankfurt a. M., 1914.

überlistet und ihren Sohn Jakob zum Betrug an seinem Vater und Bruder verleitet, wie Lea, die durch einen Betrug die Ehefrau des Jakob wird, wie Rahel, die die Liebe ihres Mannes für ein paar Beeren verkauft, ihren Vater beschwindelt und ihm sogar die Hausgötzen stiehlt, an deren böse Macht sie glaubt!

Alle diese Frauen, bis auf Rebekka, leben nicht in der Einehe und der vielgerühmte König Salomo hat sogar 700 Frauen und 300 Kebsweiber. (1. Kön. 11,3.) Man kann also wohl nicht sagen, daß die Forderung der Einehe bei den Juden des Alten Testaments „z u w e i l e n" nicht beachtet worden sei, wenn sie gerade von den großen Vorbildern nicht erfüllt wird. Vielweiberei findet sich aber stets da, wo das Weib dem Manne gegenüber für minderwertig gehalten wird. Nach der jüdischen Schöpfunggeschichte ist das Weib ja nur ein Teil des Mannes, und so ist das auch heute gesprochene Morgengebet des jüdischen Mannes (geschaffen von Rabbi Meïr) uns verständlich: „Gepriesen sei Gott, der mich nicht zum Weibe gemacht hat." Jahwe hat ja durch die Beschneidung seinen Bund nur mit dem jüdischen Manne gemacht, also ist er Jahwe näher und hat strengere religiöse Pflichten zu erfüllen als das Weib.

Dr. Eschelbacher erklärt weiter: „Die Ehe tritt in den Vordergrund, nicht die Liebe." So versteht sich auch die Forderung des jüdischen Apostels Paulus, daß ein Mann sein Weib lieben s o l l e. Denn erst wird sie sein Weib, aber nicht immer folgt die Liebe nach in einer Ehe, die ohne Rücksicht auf die seelische Übereinstimmung der Ehegatten geschlossen wird. Aus dieser jüdischen Auffassung von Liebe und Ehe rechtfertigen sich das Ehevermittlungbüro und die Heiratanzeige unserer Tage — für die Juden! Für den Deutschen sind sie das deutliche Zeichen völkischer Entartung und völliger Verjudung der Christenvölker.

Paulus bleibt denn auch ein treuer Sohn seines Volkes: Alles Übel in der Welt geht vom Weibe aus; sie hat einst die Erbsünde in die Welt gebracht. Da das Weib minderwertig ist, ist es besser, nicht zu heiraten, in der Ehe aber soll das Weib dem Manne untertan sein, in der Gemeinde soll sie schweigen.

1. Kor. 7,1: .. Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre.

1. Kor. 7,38: Demnach, welcher verheiratet, der tut wohl; welcher aber nicht verheiratet, der tut besser.

Eph. 5,22: Die Weiber seien untertan ihren Männern als dem Herrn.

Eph. 5,33: .. Das Weib aber fürchte den Mann.

Kol. 3,18: Ihr Weiber, seid untertan euren Männern in dem Herrn, wie sich's gebührt.

1. Tim. 2,11—14: Ein Weib lerne in der Stille mit aller Untertänigkeit. Einem Weibe aber gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr sei, sondern stille sei. Denn Adam ist am ersten gemacht, darnach Eva. Und Adam ward nicht verführet; das Weib aber ward verführet, und hat die Übertretung eingeführet.

1. Kor. 14,34—35: Wie in allen Gemeinen der Heiligen lasset eure Weiber schweigen unter der Gemeine; denn es soll ihnen nicht zugelassen werden,

daß sie reden, sondern sollen untertan sein, wie auch das Gesetz saget. Wollen sie aber etwas lernen, so lasset sie daheim ihre Männer fragen. Es stehet den Weibern übel an, unter der Gemeine reden.

Die Deutsche Frau zur Zeit des Christentums ist die Frau als Magd und Dienerin des Mannes. Die positiv christlichen Kreise fordern heute denn auch folgerichtig, daß die Deutsche Frau, soweit sie sich von diesem Ideal entfernt habe, endlich zu ihm zurückkehre. Mussolini nennt die Frauen vertrauensselige, gläubige kleine Tiere, die nachahmen, aber nicht schöpferisch tätig sein können, deren höchste Aufgabe es sei, zu Hause zu bleiben, ihre Kinder zu warten und dem Manne die weibliche Hilfe zu geben, deren er bedarf. Sein getreuer Nachahmer, Adolf Hitler, ist natürlich derselben positiv christlichen Anschauung: Kirche, Kammer, Kinder, Kleider, Küche umfassen seiner Meinung nach den ganzen Wirkungkreis der Frau.

Die angebliche Minderwertigkeit der Frau, ein Jahrtausend in Deutschland gelehrt, hat denn auch überall Berücksichtigung gefunden. Die Frau erhielt eine weniger sorgfältige, ja rückständige Erziehung und Ausbildung. Der Staat bewilligt für die Ausbildung des weiblichen Geschlechts nur ein Hundertstel der Gelder, die er für das männliche Geschlecht anlegt. Im Familienrecht verliert die Frau, die eine Ehe eingeht, im Augenblick des Eheschlusses ihre Mündigkeit, etwa wie ein Säufer oder Geisteskranker für die Zeit seiner Erkrankung. So verliert sie z. B. auch die elterliche Gewalt über ihre Kinder erster Ehe, sobald sie eine neue Ehe eingeht; die uneheliche Mutter ist zur Vertretung ihres Kindes nicht berechtigt. (§§ 1697 und 1707 BGB.) Im Wirtschaftleben erhält die Frau geringeren Tariflohn als der Mann bei der gleichen geforderten Leistung usw.

Es wäre völlig verfehlt, wollte man die Frauenbewegung der letzten Jahrzehnte, die „Frauenemanzipation", etwa als eine antichristliche Bewegung betrachten, die dem Wesen von Frau und Mann grundsätzlich Rechnung trug. Auch sie stand ja von der Stunde ihrer Geburt an stark unter jüdischen Einflüssen, neben Auguste Schmidt saß die Jüdin Goldschmidt. Die Frauenbewegung hatte ebenfalls die jüdisch-christliche Weltanschauung zur Grundlage. In ihr herrschte der Kollektivgedanke vor: alle Menschen sind gleich, also auch Mann und Frau. So haben wir denn erlebt, daß die ersten Frauenrechtlerinnen sich vielfach wie Männer gebärdeten, sie trugen ihr Haar nach männlichem Schnitt, sie wählten den steifen Stehkragen, hielten das Rauchen für unerläßlich, ja bemühten sich sogar, ihrer Stimme eine tiefere Lage zu geben. Das Leugnen aller Unterschiede von Mann und Weib mußte notwendig zur Vernachlässigung und der Verachtung der Mutterschaftaufgabe führen. Der Freiheitkampf der Frau, den die Frauenbewegung darstellte, war abgebogen und gab dem Volke Steine statt Brot!

Durch beide jüdisch-christliche Auffassungen: „Die Frau die Sklavin des Mannes" oder „Die Frau dem Manne gleich" mußte die Deutsche Frau und folgerichtig mit ihr auch das Deutsche Volk entarten. Die große Familie Volk war mutterlos geblieben!

So wäre es weiterhin gewesen, wenn nicht gerade in unseren Tagen die Psychologin Frau Dr. Mathilde Ludendorff zum ersten Male die grundlegenden unterscheidenden Merkmale der männlichen und der weiblichen Begabungen erkannt und in wissenschaftlich nicht anzutastender Weise bewiesen hätte. Das bahnbrechende Buch „Das Weib und seine Bestimmung", von dem sogar Gegner zugeben mußten, daß es die erste vergleichende Psychologie der Geschlechter in allgemein verständlicher Darstellung ist, hat ein Ende gemacht mit den Versklavungversuchen der Frau. Das ist unendlich wichtig für uns, denn die hohe Stellung der Frau unserer Ahnen konnte vom Christentum deshalb unterwühlt werden, weil keine klare Erkenntnis über die hohe Bedeutung der geistigen ergänzenden Leistungen der Geschlechter für das Volk bestand.

Durch die gründliche Darlegung dieses Werkes wissen wir, daß der Unterschied der Geschlechter geistig nicht etwa darauf beruht, daß die Frau „der Gefühlsmensch", der Mann „der Verstandesmensch" sei, weshalb die Frau eben nur im Haus, der Mann aber im Volk Pflichten hätte, sondern daß die verschiedentlichen Begabungen die Denkkraft beider Geschlechter auf verschiedene Gebiete lenkt. Ein „Männerstaat" muß immer unendlich viele schwere Mißstände bieten, da die ergänzende Tätigkeit des Weibes im Volke fehlt.

Das Buch fordert, und das ist die Deutsche Frauenbefreiung im Gegensatz zu der verjudeten Frauenemanzipation, vor allen Dingen ein würdiges Eherecht der Frau als Voraussetzung für ihr Mutteramt, es fordert hohe Pflichten für die Frau im Volke.

Aus diesem Buch heraus, das ein Lehrbuch des Volkes sein sollte, schrieb General Ludendorff in seinen Kampfzielen:

> „Mann und Frau stehen in dieser lebendigen Einheit des Volkes gleichwertig, aber wesensverschieden nebeneinander. Die Frau soll die hohe Stellung im Volke und in der Familie zurückerhalten, die sie einst bei unseren Ahnen vor Eindringen fremder Weltanschauung und Sitten hatte."

Verden.

Von Gustav Adolf Dahlhaus.

Vom Osten her glüht der Himmel im leuchtenden Rot. Blendend ergreift die Glut das ganze Firmament. Langgestreckte Wolken, wie die Finger einer riesigen Knochenhand, strecken sich vom Westen dem Sonnenaufgang zu. Flammend strahlen ihre Ränder unter dem Schein der Sonne auf. Langsam steigt das Gestirn über die Bergkämme in sengender Rotglut. Blutigrot strahlt das All, — die Erde. Über taunassen Wiesen tanzt der Brand, jede Tauperle blutrot aufglitzern lassend. An nassen Baumstämmen klebt es blutig. Über gleißenden Bergrücken lodert das Himmelsgewölbe wie zum Weltenbrande! Aber trotz dieses glutenden Farbenrausches lähmende Stille! Kein Vogelsang, kein Morgenwind, der flüsternd durch die Baumkronen fährt. Kalt und tot! — Morgenrot über Verden! —

Schwer, dunkel und übergroß ragt ein wuchtiges Kreuz inmitten der Wiesen auf einer leichten Bodenerhebung. Christliche Priester richteten es über Nacht auf. Lastend fällt sein riesiger Schatten in die blutig glitzernde Wiese. In einem Winkel des Kreuzes hat eine Kreuzspinne schon ihr tückisches Netz gesponnen. Ein zauberisches Gewebe: dicht mit kleinen Tauperlen besät, in denen sich die Strahlen der Sonne brechen, blitzt es wie ein funkelndes Märchengeschmeide. —

Stunden später. Längst umsäumen in zwiefacher Kette eisenstarrende Frankensöldlinge die Wiesen. Doch die bleischwere Stille blieb, ja noch gesteigert unter der sengenden Hitze, die flimmernd über Speerspitzen und Panzern lastet, drückt sie unheilschwanger und atemraubend auf Menschen und Natur. Unter dem schwarzen Kreuze in ungeheurer Prachtentfaltung inmitten seiner Großen und — ehrgeiziger, entwurzelter Sachsenherren, — Volksverrätern —, sitzt starr auf prunkendem Sessel der Frankenkaiser Karl. Hinter ihm in dunkeler Kutte und wahrem Totenantlitz ein Priester.

Gegenüber, umschlossen von Söldnerketten harrt in grausamem Zwange unter erbittertem Schweigen, das gepaart mit ohnmächtigem Zorne, ein Sachsenhaufen: Halbwüchsige Kinder, Frauen und Greise. „Der Feigling, euer Wittekind, ist geflohen“ — höhnt einer der Frankenknechte, „während die Anderen für seinen Frevel zu büßen haben!“ Braust ein Blondkopf hinter ihm auf: „Feigling? Nein! Sein Leben ist für uns nötiger als sein Tod! Ihm bleibt das Schwerere als der Tod: Die Rache!“ — Wohl möchten die Franken weiter höhnen, aber gegenüber diesem abgrundtiefen Haß bleiben ihnen die Worte im Halse stecken. Mit bebenden, geballten Fäusten und glutheißen Augen starren die Knaben, denen der brennende Haß nur zu offen auf den weißen Stirnen geschrieben ist, auf ihre Wächter.

Keiner der Sachsen glaubt an das angedrohte Schlachten. Zwar ragen eine lange Reihe von baumstarken Pfählen aus dem Boden, wohl liegen am Wiesenrand in Haufen Stricke und Ketten, sehen auch mit heimlichem Grauen die Henker ihr Mordwerkzeug prüfen, aber ihr Innerstes sträubt sich weiter zu denken. Nicht Furcht hindert diesen Gedanken, sondern der Glaube an das Edle im Gegner wehrt sich gegen solche Vorstellungen. —

Da werden die Verurteilten in schweren Banden herangeführt: Ein unendlicher Zug. Allen hat die Schmach in langer Haft den gleichen Zug des Grams um Weib und Kind, um Heimat und Volk, den gleichen Ausdruck tiefster Erbitterung und Hasses mit unauslöschbarer Härte ins bleiche, blondumzauste Antlitz eingeprägt. So aufrecht ihre Fesseln es gestatten, schreiten sie festen Schrittes heran.

Der Erste wird an den Todespfahl geführt. Es ist Ingo. Unwillkürlich schwellen Muskeln und Sehnen zu Stahlbändern, ein Aufbäumen geht durch den riesigen jugendlichen Leib, als sollten Stricke und Ketten zerreißen. Zwei Knechte hängen sofort an seinen Armen, dann hindern neue Ketten jede weitere Gegenwehr. Das gleiche Schicksal teilen die übrigen Gefangenen. Die lähmende Stille ist geradezu unheimlich. Das Klirren der Ketten ist seit Minuten

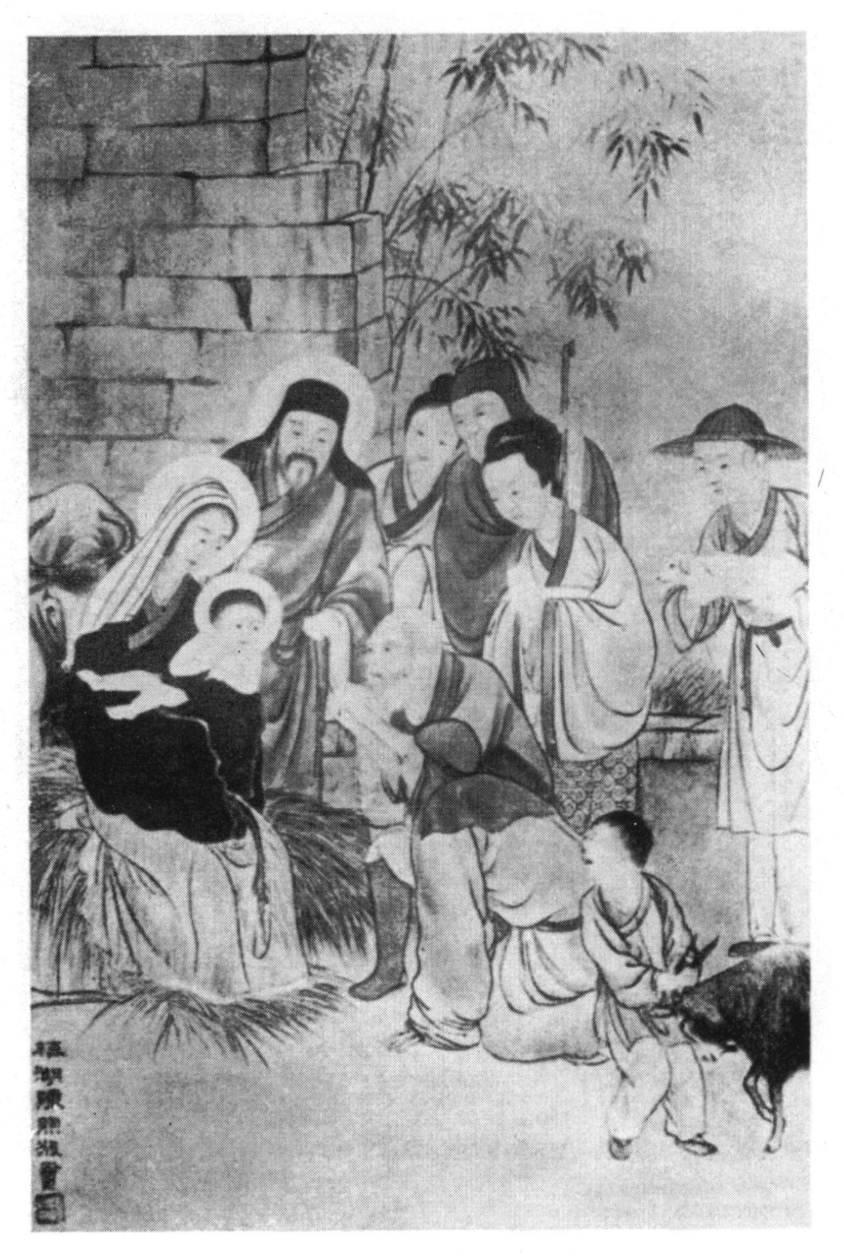
der einzige Klang, der den Zug der Todgeweihten begleitet. Dem Henker reichen die Knechte das Schwert. Unschlüssig zieht er es wie prüfend durch die Finger. — Da! Unter dem Sachsenhaufen steilt sich die Erregung. Ein weher Ruf: „Ingo!" — klagt über die Wiesen, und zwischen hastigen Griffen der Franken windet sich ein junges Weib durch und stürzt wie ein gehetztes Wild auf den Gerufenen zu. Gerda ist es, deren Arme sich in namenlosem Schmerze um Mann und Stamm schlingen. Knechte wollen sie zurückreißen, kraftlos sinken ihre Fäuste unter dem Blick, der sie aus den wundervollen, tränenumflorten Blauaugen Gerdas trifft, herab. Eine ungeheure Erregung hat die Franken sowohl wie die Sachsen ergriffen. Der unerwartete Zwischenfall hat den Frankenherrscher aus seiner starren Larve gerissen. Unwillig sieht er die fragenden Augen seiner Ritter auf sich gerichtet, die ihr Grauen vor diesem Schauspiel nicht mehr verbergen können. —

Das Sachsenkind hat sich aufgerichtet. Eine wundersame Wandlung erfaßt Gerda. — Vier Worte klingen übermächtig in ihrer Seele, klingen stärker und stärker. Umgebung, alles scheint zu versinken, — und doch wieder so nah. Das Klingen wird zum Dröhnen! Die letzten Regungen von Furcht gleiten herab. Es reißt sie um Schritte voran: „Mich ruft mein Volk!" — dröhnt es. Ein letzter inniger Blick auf Ingo, der staunend der Wandlung folgte. Die bebenden feinen Nasenflügel, die strahlenden Augen verraten den allgewaltigen Sturm, der sie erfaßte. —„Kaiser!"— klingt sieghaft ihre glockenklare Stimme über den Platz, — „Was treibt Euch gegen uns? Laßt uns unseren Glauben und unsere Freiheit, ohne die wir entwurzeln und umkommen. Oder glaubt Ihr mit Morden und Leichenhaufen den Frieden besiegeln zu können? Nein! Kaiser, mordet Ihr unsere Gatten und Kinder, ihr Blut ruft über Jahrhunderte jeden Jüngling zur Rache!" — Heiliges Staunen malt sich auf den Gesichtern der Sachsen. War das noch ihre Gerda? Wie eine lichte Göttin stand sie unter dem finsteren Kreuze. — Mit sich uneins und unsicher hatte der Kaiser den Blick der Jungfrau gemieden. Eine Stimme im Innern hieß ihn abzulassen von seinem Beginnen, doch übermächtig überstimmten Machtgier und Glaubenseifer die Regung! Vor einem Weibe zurückweichen?! — Da! Dumpf und krächzend, wie flatternde Totenvögel, hallen die Worte des Priesters: „Herr! — Ich bin nicht gekommen den Frieden zu senden, sondern das Schwert! lautet die heilige Schrift!" — Frierendes Entsetzen krallt sich um die eben noch hoffenden Herzen der Franken. Die meisten hören das Wort zum ersten Male. Leidenschaftlich die, die es hören, bis ins Innerste treffend, klingt es zurück: „Kaiser, Eure Priester morden unter blutigster Gewalt unsere Seelen mit der neuen Lehre. — Jetzt wollt Ihr die Besten unseres Volkes dem Henker ausliefern? Kaiser! Wo einst ein blühendes Volk lebte, — wird bald nichts als Siechtum und Friedhofsruhe herrschen!" — Den Frankenrittern reißt die Todesnot des Volkes an ihren Herzen: Die Eisklumpen tauen auf! Aufgewühlt von der erschütternden, blutsverwandten Stimme, vom Anblick des wunderschönen und doch so todesmutigen Weibes steigt ihre Erregung gipfelhoch. Sie spüren instinktiv die Wahrheit der Prophezeiung! Mit



Beschneidung Christi.

Michael Pachers Meisterwerk 1471—81 in St. Wolfgang im Salzkammergut. Mit Genehmigung des Cosy-Verlages, Salzburg.



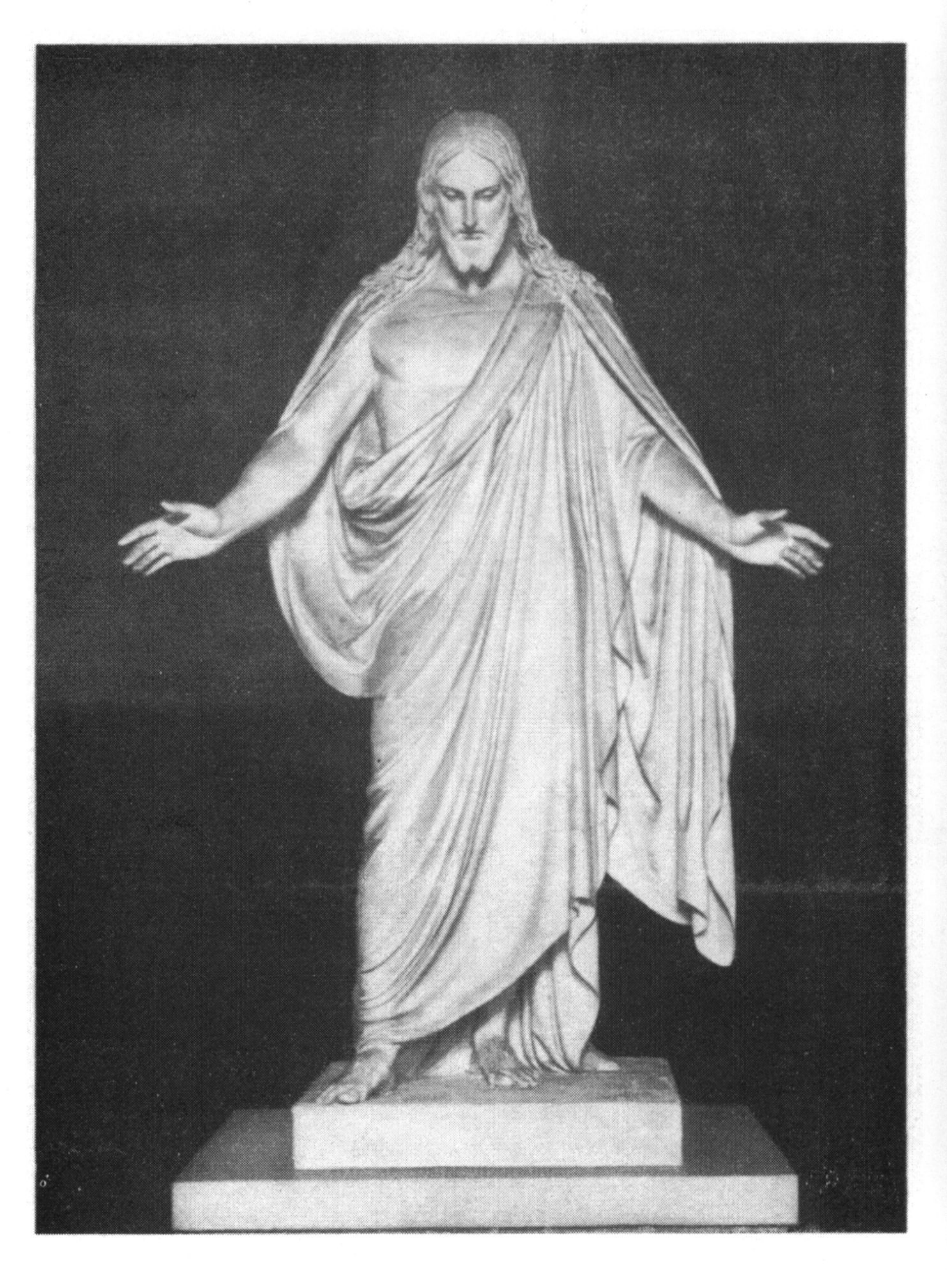
Chinesisches Weihnachten.



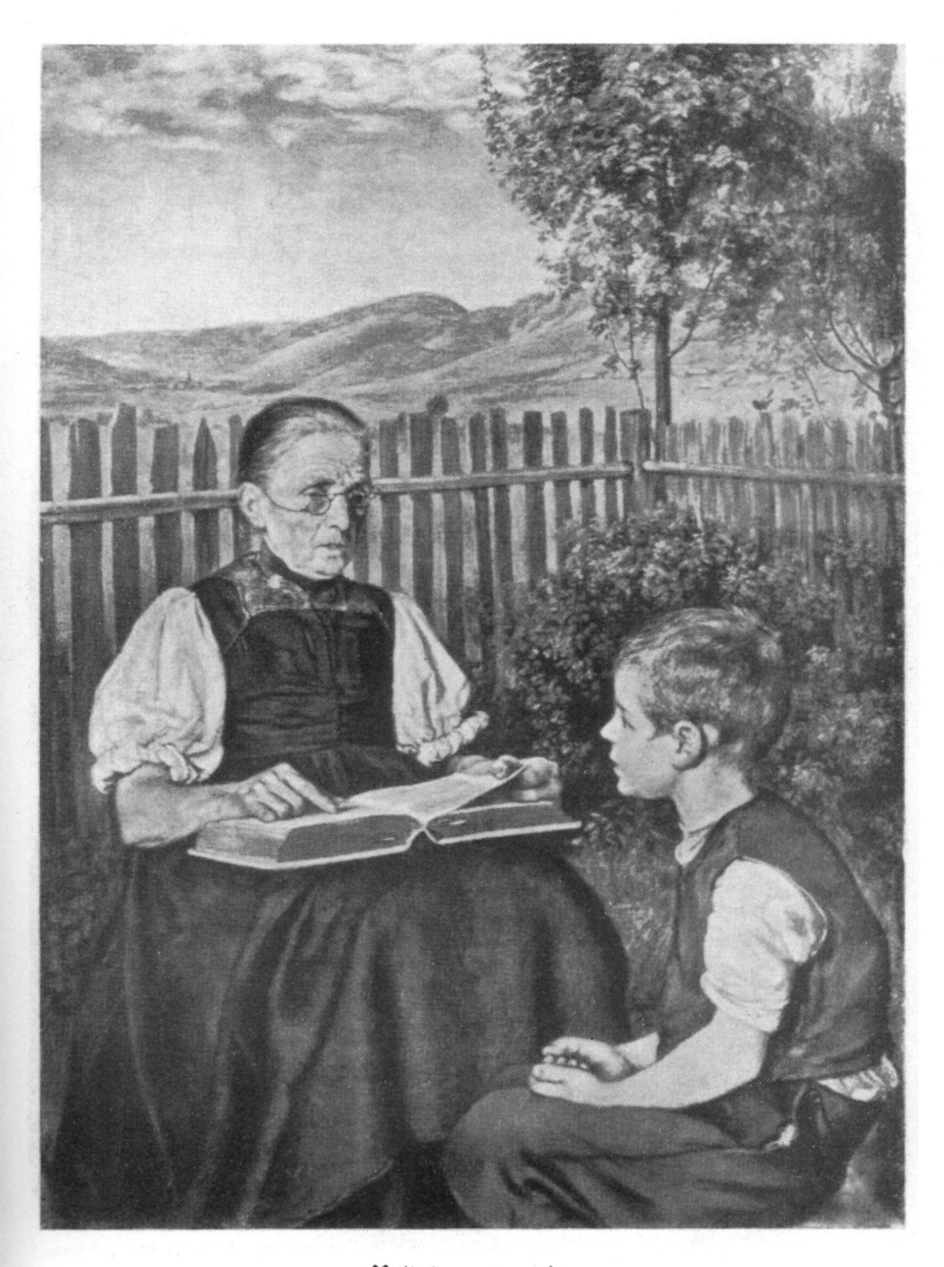
Mit Genehmigung von Presse-Photo Berlin.

Kreuzabnahme, eine Skulptur der Dahomey-Neger.

Wie der Neger den Juden Jesus von Nazareth sieht.



Christus
von Thorwaldsen.
Wie der Arier den Juden Jesus von Nazareth sieht.



Religionunterricht

von Thoma. Mit Genehmigung der Photograph. Gesellschaft Berlin. Zum Aufsatz: Artfremd und arteigen.



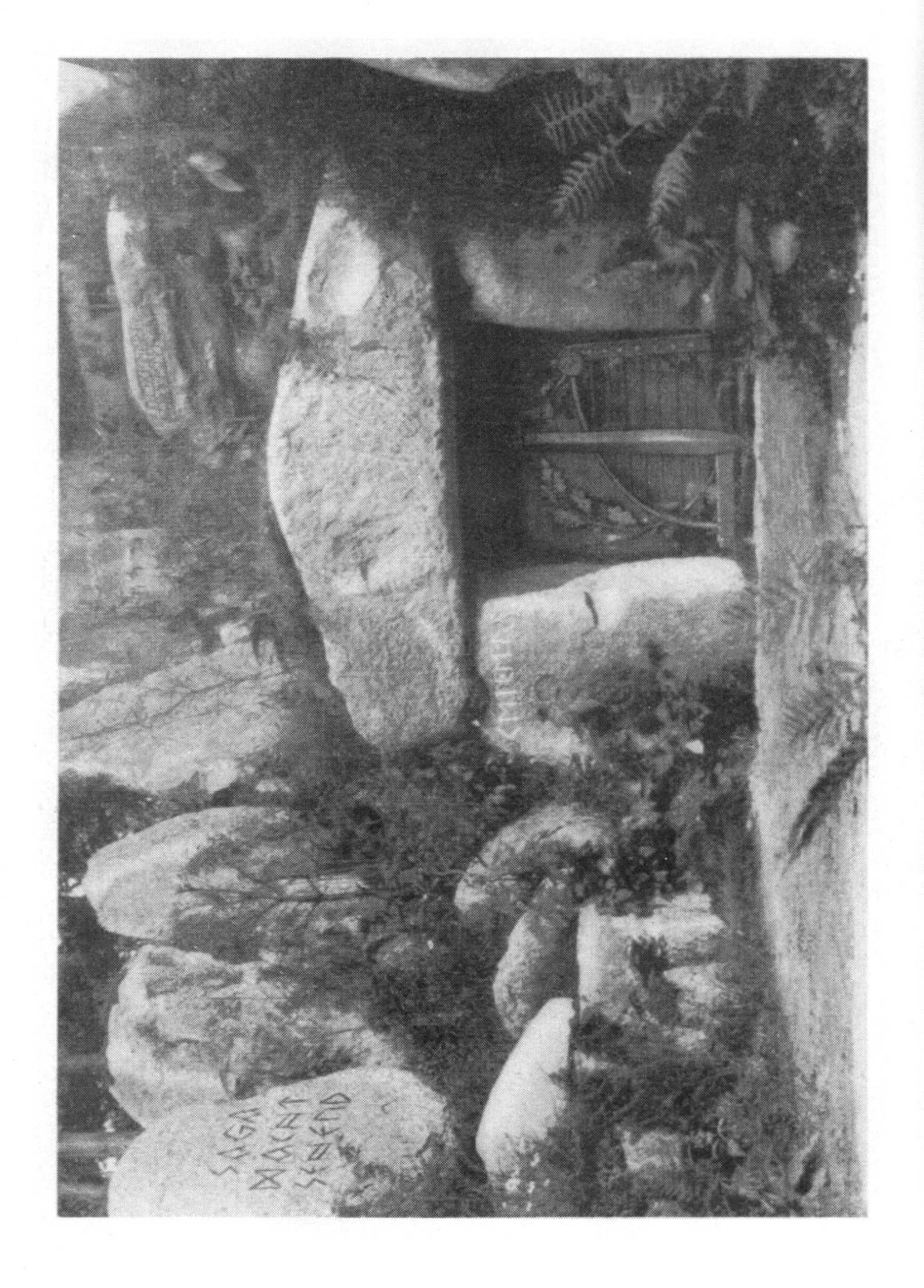
Salomonische Weisheit

von Knaus. Mit Genehmigung der Photograph. Gesellschaft Berlin. Zum Aufsatz: Artfremd und arteigen.

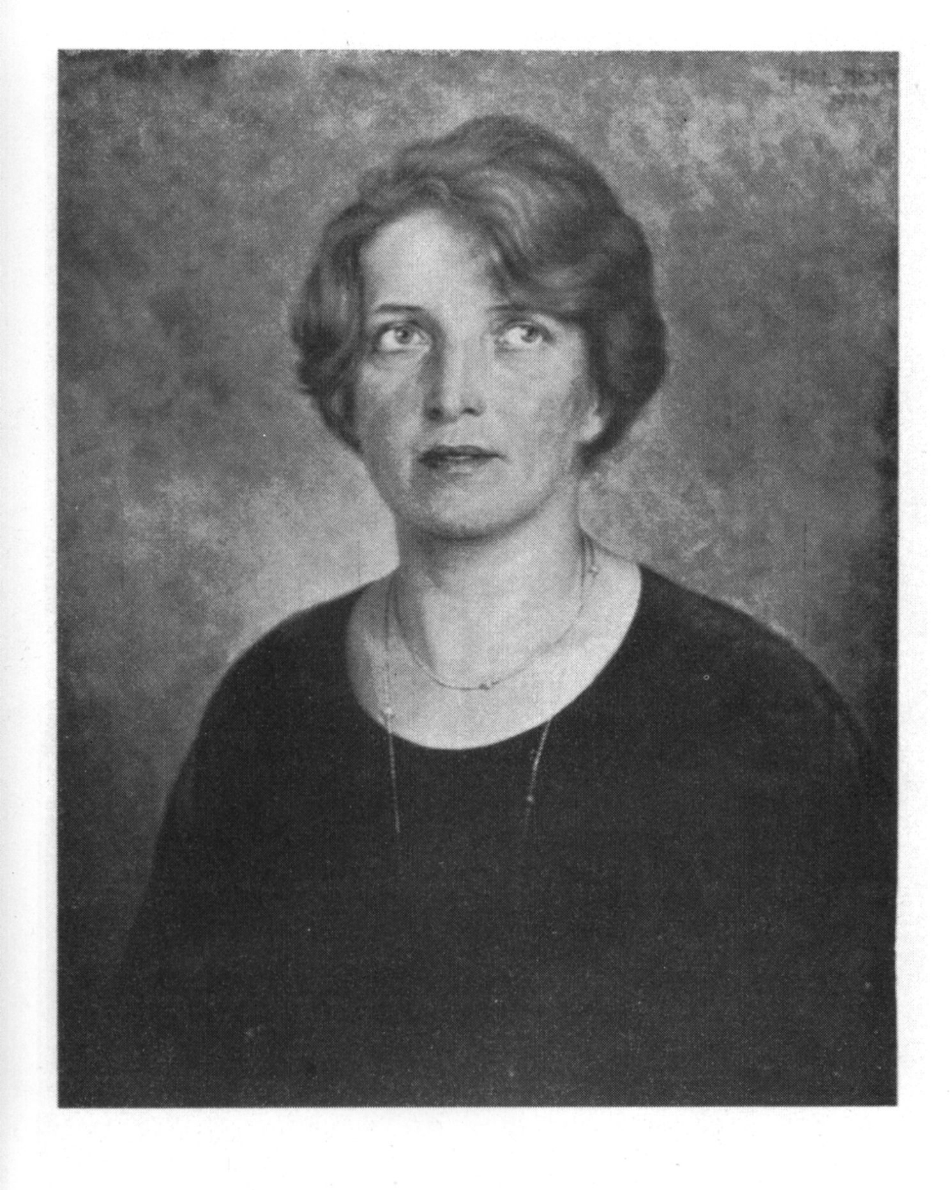


Immanuel Kant.

Gemälde von Döbler. Mit Genehmigung der Photograph. Gesellschaft, Berlin.



Gefallenen-Denkmal in Demmin
von Richter-Elsner. Teilansicht.

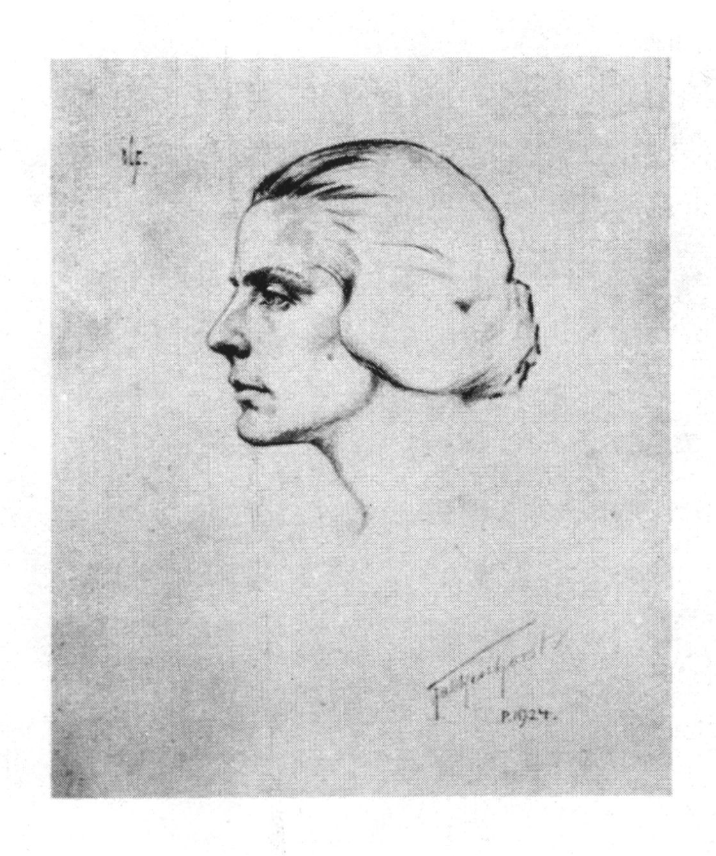


Frau Dr. Mathilde Ludendorff.

Gemälde von Paul Bender.

Siedlerhütte.

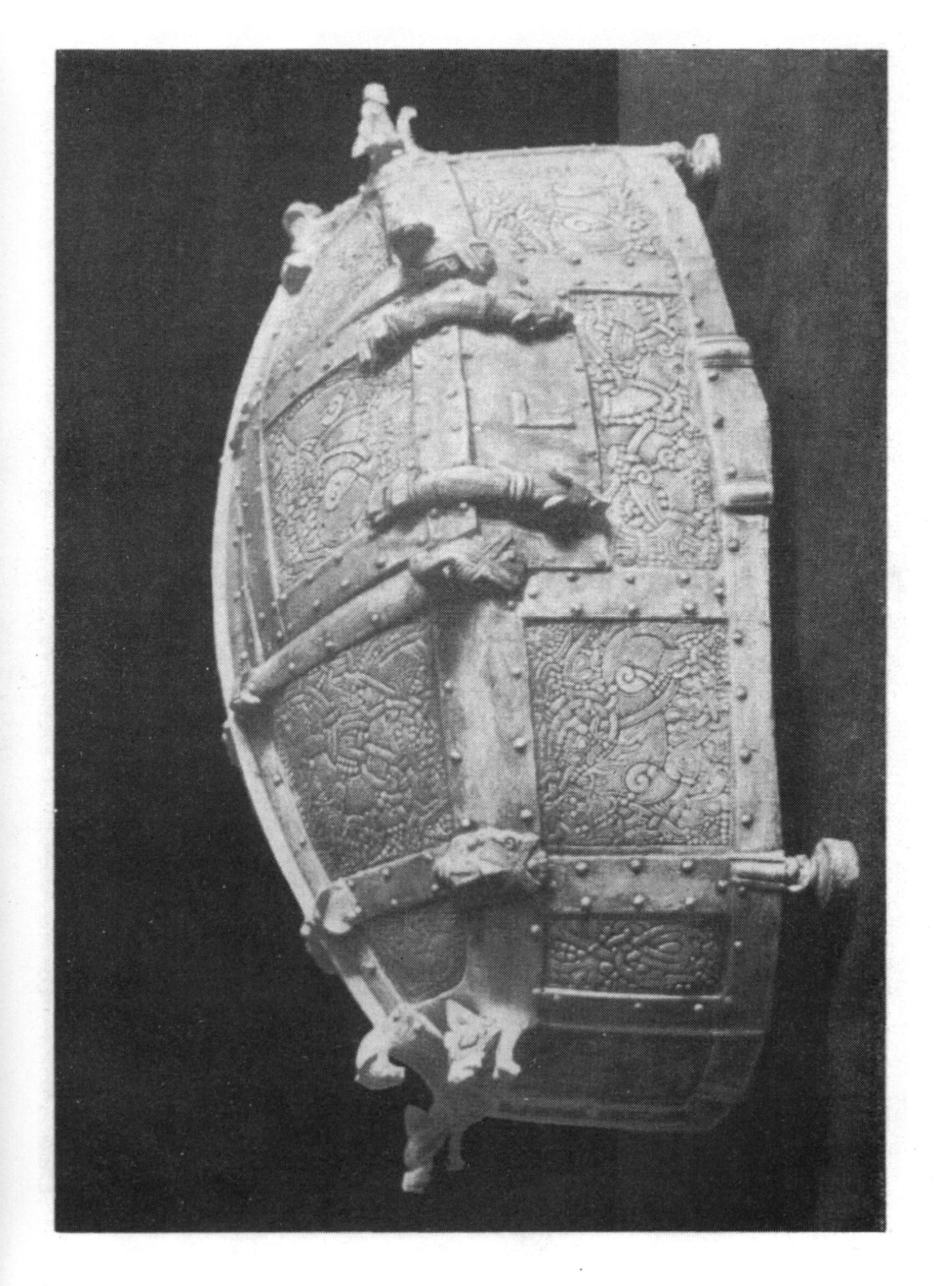
Siedlerhaus.



Frauenkopf
von Falkenhorst.

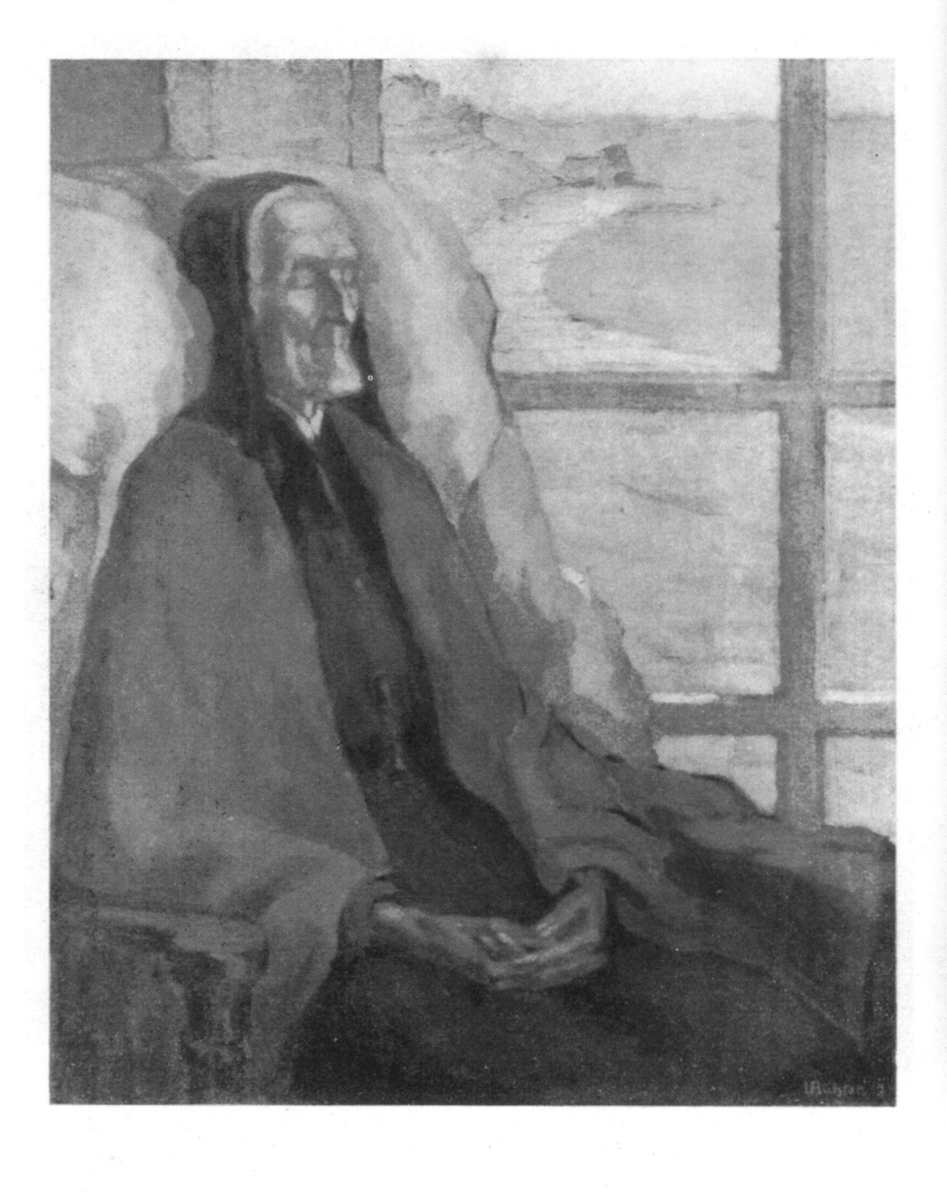


Porzellanteller mit altgermanischer Verzierung.
Karl Martin, Meißen.

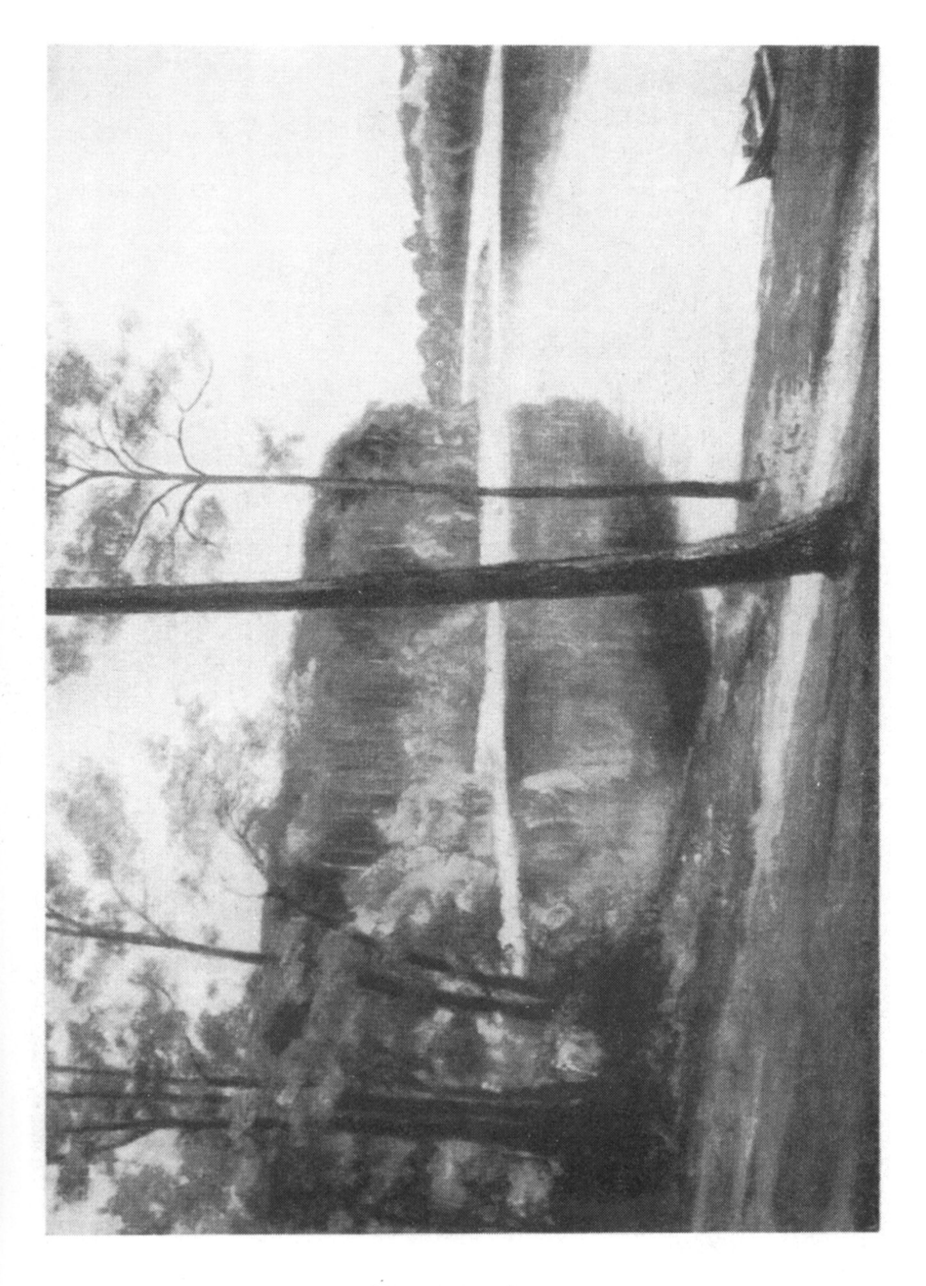


Germanische Truhe.

8. Jahrhundert.

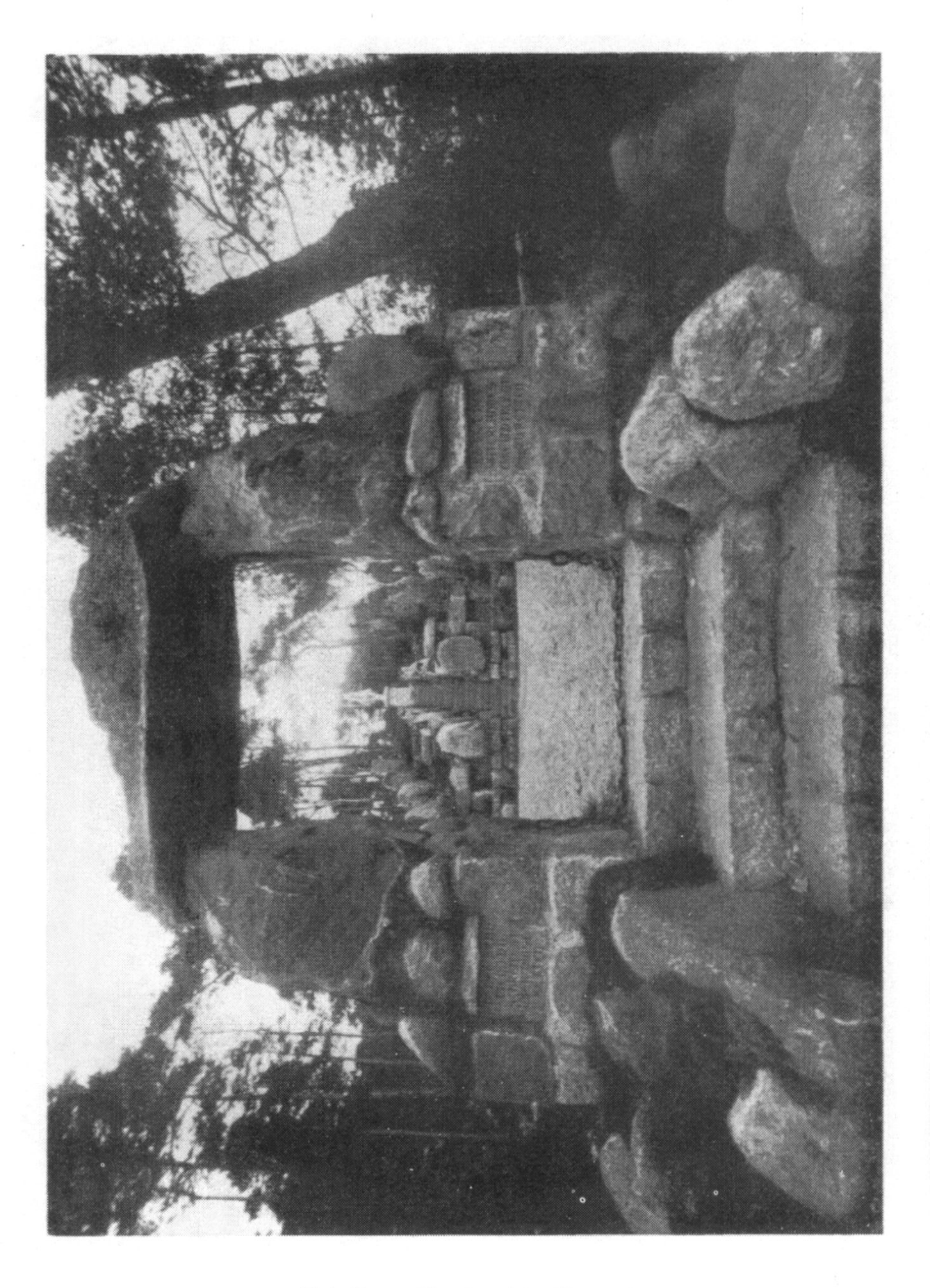


Das aufrechte Sterben.
Gemälde von Lina Richter.



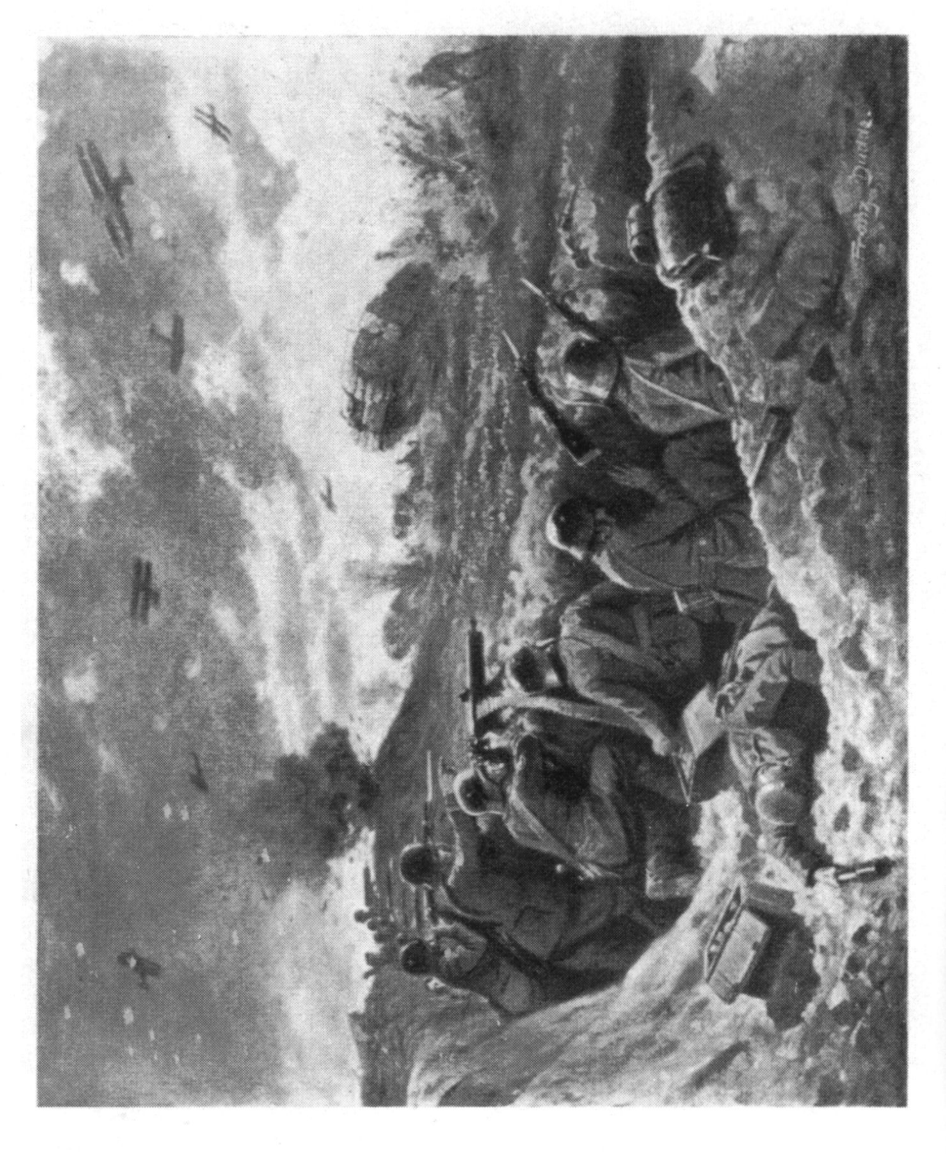
Märkischer See.

Gemälde von Hermann Hoffmann, Berlin.



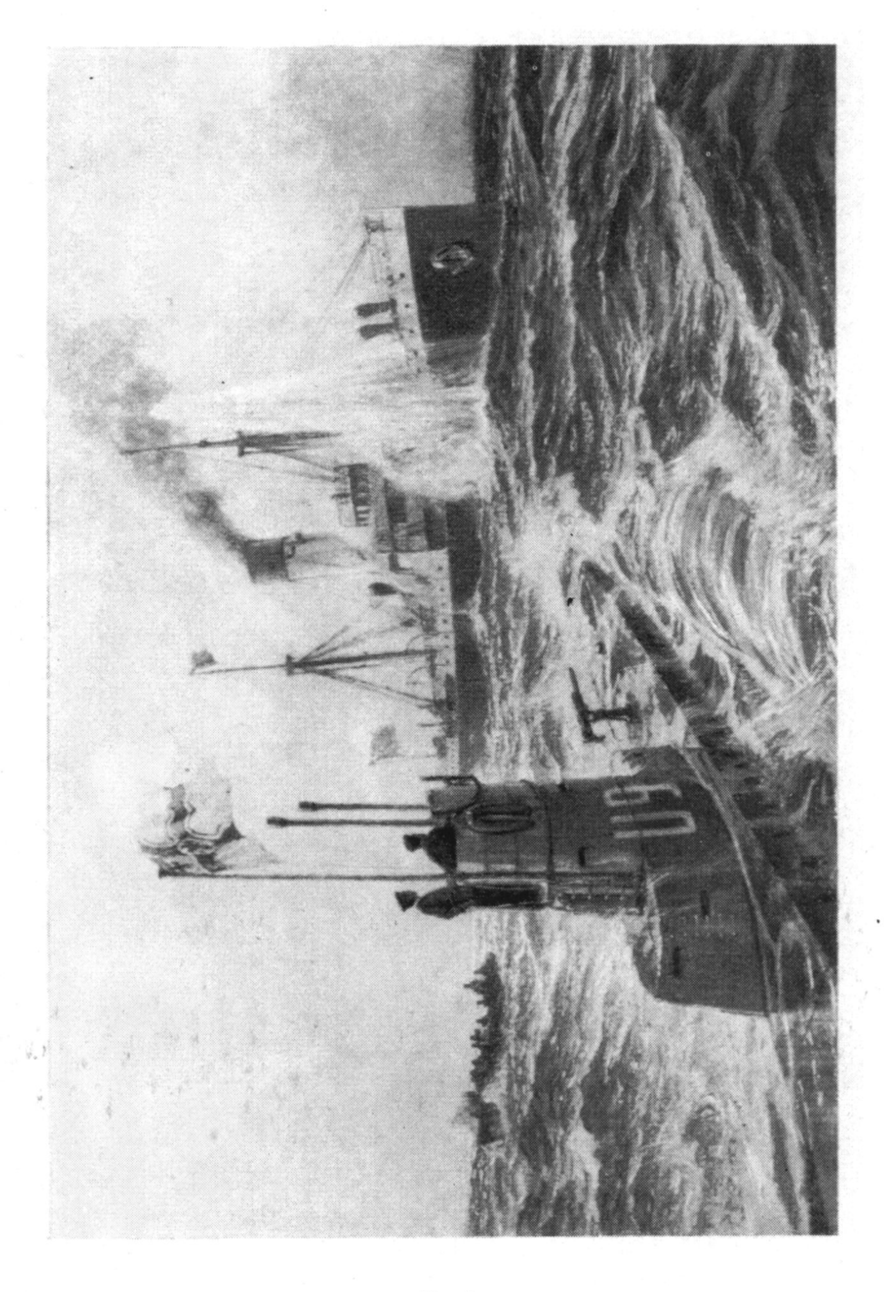
Gefallenen=Denkmal in Demmin
von Richter-Elsner. Gesamtansicht.


Arthur Schopenhauer.



Die Vierziger bei Fontaine-Notre Dame, der Tankschlacht von Cambrai, Nov. 1917.

Gemälde von Franz Dudde. Mit Genehmigung des Verlages von Hanfstaengel Nfl., Berlin.



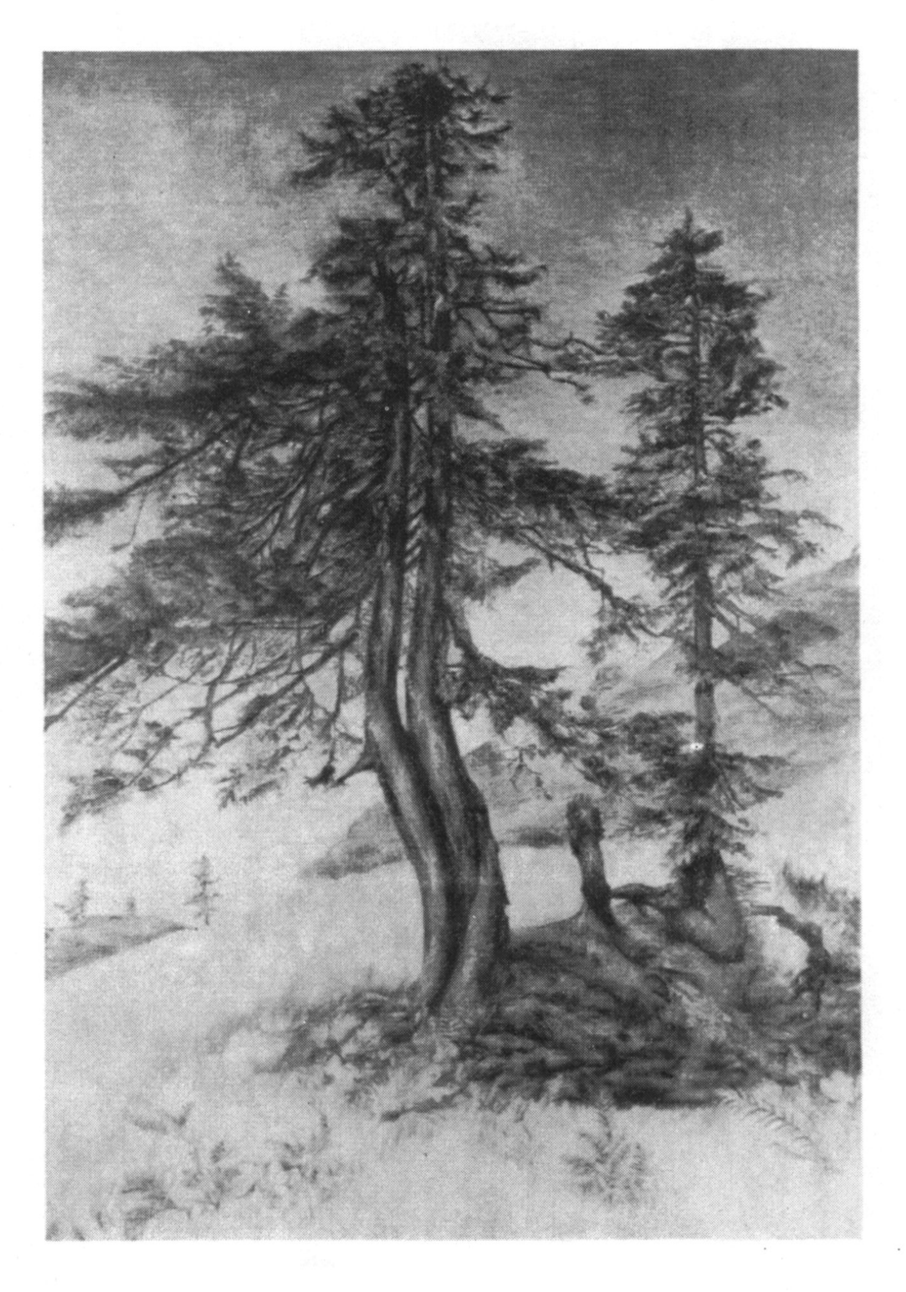
„U 9".

Gemälde von Kircher. Mit Genehmigung des Verlages Hanfstaengl Nfl., Berlin.



Dornenhaus auf dem Darß.

Lichtbild.



Arber-Tannen.

Gemälde von Schröder-Brandstädt.

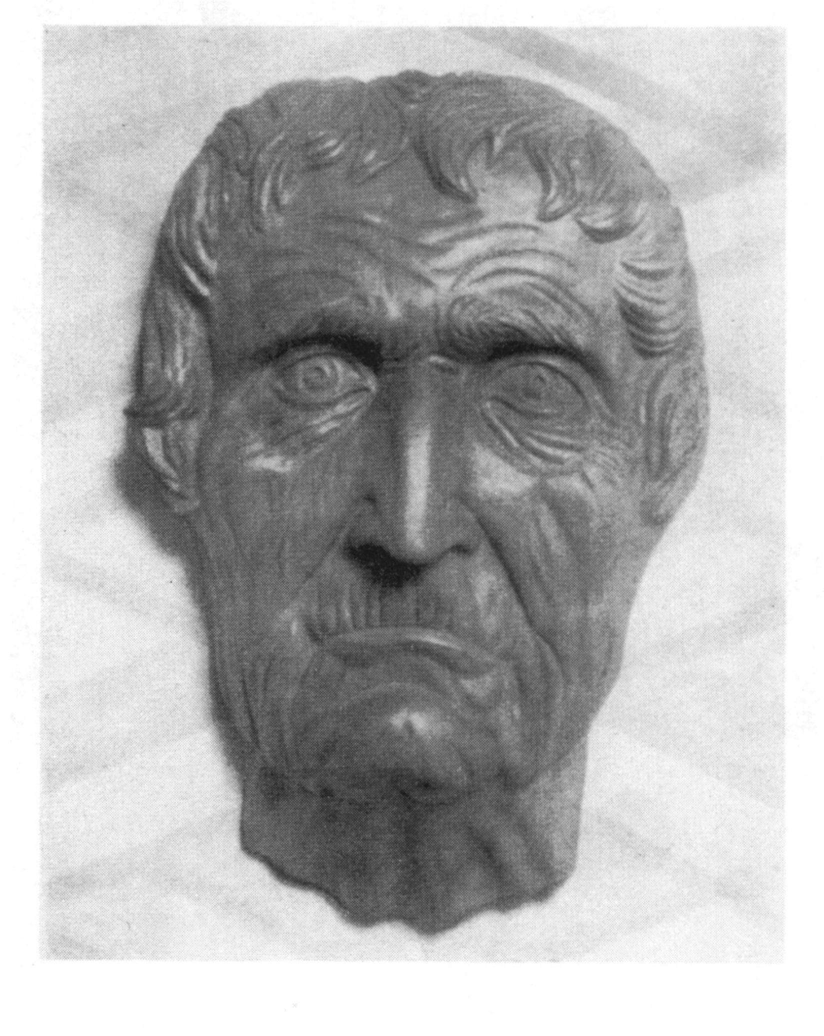


Danzig — Das Zeughaus.



Danzig — Rathaus, innerer Aufgang.

Mit Genehmigung des Verlages F. Hessenland G. m. b. H., Stettin.



Alter Friese
von Strey.

fahrigen Griffen spielen die Hände des Kaisers über seine Waffe. Noch mit sich selbst ringend, suchen seine Augen Hilfe bei dem Priester. Zwei Knochenfäuste krallen sich wie im Krampfe um die Lehne des Kaisersessels, wie Grabesluft umschauert es die Häupter der Ritter: „Diejenigen aber, die nicht wollen, daß ich Herr über sie sei, bringt her und erwürget sie vor meinen Augen! befiehlt Christus!" — — Grauenhaft, zu Boden schmetternd wirken diese Worte! Leichenfahl starren die Franken auf das Gespenst hinter ihrem Kaiser. Wie getroffen taumelt Gerda zurück, sich mühsam an Ingo aufrichtend. Ein unheimliches Stöhnen bebt über dem Sachsenhaufen, den grausame Gewalt zum Hören und Schauen zwingt. —

Dann aber lodert in allen Sachsen, ob am Todespfahl oder hinter Speerzäunen, ein heiliger Stolz empor: Solch einen Glauben brachte man ihnen? — Mitten in Tod und Verderben wächst rein und kraftvoll Walhall im schimmernden Glanz! In drückender Hitze wird die unmenschliche Stille plötzlich bodenlos: Der Kaiser hat entschieden! — Wundersam klingt's in dieses Nichts: „Ingo, ich geh mit Dir!" Mit übermenschlichen Kräften umklammert Gerda den geliebten Mann. Fassunglos steht der Henker vor ihnen, unfähig, sie zu trennen: der todtraurige Blick des liebenden Weibes geht über seine am rauhen Handwerk gewöhnte Kraft. „Schlag zu!"—herrscht Ingo den Zaudernden an. Noch einmal tauchen zwei Blauaugenpaare ineinander, die Umwelt zerstiebt ins Wesenlose. — Ein Ausholen, blendend im Sonnenglanz zischt das Schwert. — Zwei blühende Menschenleben, schimmernde Jugend, von blutdürstendem Glaubenshaß vernichtet. Noch im Tode, im Sturz, zerreißt der Sachse die Fesseln, die sein Heldentum schändeten, und will das bis über den Tod getreue Weib umschlingen, — die Kräfte reichen nicht mehr. — Wieder zittert ein unmenschliches Stöhnen durch die flimmerndheiße Luft. Aber eine Glut glimmt in den Augen der Sachsen auf, eine Glut, die zum rasenden, tobenden Brande auflodern sollte! —

Unter zermürbender Stille, die der dumpfe Aufschlag zusammenbrechender Leiber und fortrollender Häupter unterbricht, fallen viertausendfünfhundert Sachsenkrieger unter Karls Henkersschwert. Ohnmächtig gleiten ohne Klage Sachsenfrauen von bebenden Knabenhänden aufgefangen hinter den Lanzenpallisaden zu Boden. Mit bleichverzerrten Gesichtern starren die Jungen auf das Blutwerk. Streich für Streich, Fall um Fall unauslöschbar in das fiebernde Gedächtnis eingrabend. Rache! gellt und rast es in ihnen! Rache! schrillt der unerbittliche Schwur! —

Als der Letzte unter dem bluttriefenden Schwerte zusammenstürzte, ein Jüngling, kaum achtzehn Jahre alt, raste ein markerschütternder Schrei über die Wiesen mit Urgewalt, ja fast urtierhaft, so ohne Maß. Wie von Riesenhand beiseitegeschleudert taumelten die Frankenreihen zurück: Der Sachsenhaufen war durchgebrochen, stob über die Wiesen, raffte die Leiber und Köpfe der Hingemordeten auf und tauchte, keuchend unter ihrer bluttriefenden Last, zwischen den Baumriesen des Urwaldes unter. Wie ein grausiger Spuk! — Ein Spuk nur? — Nein! Blutüberronnene Pfähle starrten anklagend aus riesigen

Blutlachen! Ekel stieg der Dunst warmen Blutes in glutheiße Luft! Über erdfahlen Frankengesichtern grinste höhnend die Totenmaske des Priesters. Unheimlich flakerte in dessen Augen ein unirdisches Feuer. —

Langsam gleitet der Abend über gequältes Land und Volk. Doch ohne Erlösung, ohne Kühle, immer noch lastet die Hitze. — Wieder lodert das Himmelsgewölbe im blutroten Schein des sinkenden Tagesgestirns. Blutig tanzen die Strahlen über die Wiesen. Ist's Blut oder der Widerschein der scheidenden Sonne? Rot gleißen die Waffen der Franken, blutig die Zelte, blutig wie die Todespfähle auch das Riesenkreuz! — Lange Schatten werfen die Todespfähle über den kleinen Weiher, der hinter ihnen in schillernden Zügen den Blutschein des Firmaments zitternd spiegelt. Eine weiße Seerose schimmert aus dem dunklen, von gleißenden Arabesken überzogenen Wasser auf. Ein Bild unendlicher Schönheit und Reine inmitten dieser wie kämpfenden und würgenden, tiefschwarzen und schmelzübergossenen Farbenschlangen des leuchtenden Wasserschildes. Ein letzter Strahl des Glutballes im Westen läßt den Zauberkelch in märchenhafter Farbenpracht tiefrot aufglühen, wie vor ewiger Nacht ein letztes unsterbliches Aufleuchten. — Dann löscht der Schatten eines der Todespfähle die wundervolle Glut. —

Der Blutschein des Sonnenbrandes weicht einem toten Aschgrau. Noch schreit der Blutdunst über die Wiesen! Da zieht es vom Westen her schwarz in flatternden Zügen heran: Krähen! Unheimlich die Schar, unabsehbar ihr Zug! Flügelklatschend fallen sie in die Blutwiesen ein. Grauenhaft das Krächzen. Schwarz klebt das Kreuz voll der Leichenvögel! Immer neue Scharen ziehen herauf. —

In abgrundtiefem, bangem Schweigen liegt das Frankenlager. Kein Singen, kein Bechern, keine Rossewiehern! Schwer und atemraubend lastet der Bann des Mordes. Dann schauert gruftendumpf ein Lobgesang der Mönche über Lager und Wiesen. Den Franken kriecht kaltes Grauen hoch: Aus tiefem Waldesdunkel heult eine entsetzliche Antwort: — Wölfe! — Jählings reißt das Te Deum ab! — Zitternd hängt für einige Atemzüge der letzte, abgerissene Ton in der Abendluft, — verirrt sich. —

Hinter Dunstschleiern schwebt blutrot der Vollmond. —

Totenfeier an der Somme.

Von Erich Limpach.

Vorgestern wurden wir abgelöst. Zwei Tote trugen wir zurück. Einer ging schwankend in unserer Mitte. Ein Splitter zerfetzte ihm die linke Hand. Er ist Geiger von Beruf.

Jetzt liegen wir in Protzenstellung in geräumigen Wellblechbaracken, die uns der Tommy unfreiwillig überlassen mußte. In der Nähe ist ein großes Pionierdepot, das häufig unter schwerem Feuer liegt. Die Splitter fegen bis zu

uns. Auch Flieger belästigen uns oft. In ganzen Geschwadern treten sie auf. Am hellen Tage ist man nicht vor ihren Bomben sicher. Vorne merkt man viel weniger von ihnen. Aber sonst ist es recht angenehm. Wasser zum Waschen ist viel vorhanden. Auch an Zeit zum Schlafen mangelt's nicht. Dienst ist wenig zu verrichten. Den Weg zur Entlausunganstalt kann man kaum als solchen rechnen. Doch ist das herrliche Gefühl, von den kleinen Blutsaugern befreit zu sein, meist von recht kurzer Dauer. Wenn nur das Essen reichlicher und besser wäre. Das einzige, was man als Ergänzung noch in der Kantine kaufen kann, sind Marmelade und Ölsardinen. Und diese Dinge bekommt man auch mal über. Manchmal tauchen Gerüchte auf, daß in einer nahen bayerischen Kantine Bier zu haben sei. Dann setzt eine wahre Völkerwanderung ein — aber meist kehren die durstigen Seelen enttäuscht zurück. —

Gestern war weiter rückwärts Feldgottesdienst. Wenn die Teilnahme nicht befohlen worden wäre, wäre wohl kaum jemand hingegangen. Es war wie immer. Leeres Wortgeplänkel — oft phrasenhaft wirkend. Kein menschliches, zu Herzen gehendes Wort traf unser Ohr — weil einer sprach, der nichts von unsrem Leiden, unsrem Leben und gar nichts von unsrer neuen Gemeinschaft wußte. So mußten wir leeren Herzens wieder heimwärts ziehen. —

Antreten zur Beerdigung! Zwei einfache Särge stehen auf einem Panjewagen. Langsam setzt sich der Zug in Bewegung. Die Bataillonskapelle geht voran — spielt düstre Weisen. Beklommenes Schweigen. Es ist sehr heiß. An der Straße arbeiten gefangene Engländer. Alle machen sie Ehrenbezeugung, als der Wagen mit den toten Feinden an ihnen vorüberfährt, während die Deutschen Wachmannschaften gleichgültig ihre Pfeifen oder Zigarren weiterrauchen. „Verfluchte Etappenhengste" knirscht einer neben mir. — Der Weg zum Friedhof ist ziemlich weit. Es ist sehr klar. Plötzlich bellen Flakgeschütze in der Nähe. In wenigen Minuten sehen wir ein Feindgeschwader wie Mücken über uns tanzen. Blitzschnell kommen die Flieger herab. Ein Teil von uns kann sich gerade noch im Straßengraben bergen — da krachen schon die ersten Bomben nieder. Staub umhüllt uns. Splitter pfeifen. Schreie. Dann langgezogen: „Sanitäter!" Schon ist der Angriff vorüber. Auf der Straße winden sich die schwerverletzten Pferde vor dem Panjewagen. In den Särgen stecken Splitter. Weiter vorn liegt einer unserer Musiker mit aufgespaltenem Schädel — tot.

Die Begleitenden teilen sich. Einige tragen den Toten zurück zur Protzenstelle. Fahrer bemühen sich um die Pferde. Wir übrigen folgen den beiden Särgen, die jetzt auf den Schultern von Kanonieren schwanken. Seltsame Totenfeier. Der Pfarrer ist nicht mehr da. Wir wurden wohl durch den Fliegerangriff zu lange aufgehalten. Schweigend stehen wir um die beiden Gräber, bis die Särge hinabgesunken sind. Irgendeiner hat „Stillgestanden!" kommandiert. Kein Wort fällt sonst. Was sollen wohl auch Worte hier. Dann treten wir schweigend den Rückweg an. Mir ist, als wenn ich nie einer würdigeren Totenfeier beigewohnt. Auch sah ich Tränen in einigen zerfurchten Gesichtern, die das Weinen sonst nicht kennen.

Die Abendsonne leuchtet rot. Eilig hasten wir an der Stelle vorbei, wo eine Blutlache an den eben Gefallenen erinnert. Vor uns brüllt und tobt die Front. Fesselballon reiht sich an Fesselballon. Manchmal flammt grell eine Stichflamme auf — dann zählt man einen gelben Punkt am Himmel weniger. — Das tobende Trommelfeuer jagt einen dichten Vorhang von Pulverdampf, Rauch und Staub hoch empor, der in seltsamen Farben schillernd heute unser Auge gefangen nimmt, um sich morgen vielleicht schon hinter uns zu schließen.

Als wir zur Protzenstelle kommen, zimmert der Schreiner einen neuen Sarg.

Das aufrechte Sterben.

Von Mathilde Ludendorff.

Pipin, der Christ, ließ, wie die Geschichte meldet, über 300000 Allemanen um ihres Heidentums willen niedermetzeln im Kampfe für Rom. Die wenigen aber, die überlebend innerlich nicht „zu Kreuze krochen", nannten sich die „Ufrechten", die Aufrechten. Noch als ich, von römischen Versammlungstörern umlauert, im Jahre 1930 einen Vortrag in Oberbaden hielt, sprach in der Nachversammlung ein solcher „Ufrechter", erzählte, daß seine Familie die Geschichte der Allemanen mündlich überliefere und daß dies in allen Sippen der „Ufrechten" der Fall sei. Diese Geschichte erkennt den Juden-Kampf und Rom-Kampf in erschütternder Klarheit und faßt das Knieen der Menschen als schlimmste Schande auf, für diese Geschichte ist das „Aufrechtstehen" ein Sinnbild der Menschenwürde und des Gottesstolzes im Menschen, ein Kennzeichen der Freiheit. Aus solcher Lebensauffassung unseres Blutes war auch das Grauen vor dem Bett-Tod geboren. Als Helden wollten die Ahnen im Kampfe für die Freiheit der Sippe, oder wenn das nicht vergönnt war, aufrecht sterben. Seither schloß gar mancher, der innerlich nicht „zu Kreuze gekrochen", nur mit allen seinen Volksgeschwistern als Säugling christlich getauft und somit zwangsweise der Kirche einverleibt wurde, in den Stunden seines Todes aufrecht sitzend mit dem Blick zur Sonne, mit dem Ausblick in die Weite, die Augen für immer.

Dies aufrechte Sterben zeigt so recht, daß der Tod ein Entschlummern für immer ist, nichts anderes; weiß man es doch kaum zu sagen, ob die Ahne auf unserem Bilde die Augen noch einmal öffnen wird oder ob der Tod sein „Niemals — mehr" schon gesprochen hat!

Ja, man wußte es nicht zu sagen, auch als das Bild entstand, war das ungewiß. Ich schrieb, als es im Breitbrunner Sommerhäuschen meiner Schwester von ihr gemalt wurde, am Seestrand unten bei der Quelle, zeit- und fast auch ortsvergessen die ersten fünf Sänge des Buches „Triumph des Unsterblichkeitwillens". Wenn ich dann, weil die Sonne den breiten Goldstrom über die Wasser legte, an die Zeit gemahnt wurde und hinaufkam in das Zimmer, dann saß die greise Frau Schm. regunglos schlummernd in dem hohen Sessel,

wie auf dem Bilde. Die große Uhr tickte, meine Schwester nahm mein Kommen nicht wahr und ich dachte da manchmal, nun ist sie tot, nun wurde sie wohl gar im Tode gemalt. Laut und oft riefen wir sie dann wach und — noch lebte sie, nahm erfreut die Erfrischung, ging heim, um am anderen Tage freudig wiederzukommen. Sie war gern bei uns, sehr gern, denn in dem Bauernhause, in das sie gehörte, war sie schon lange im Wege, und sie fühlte wohl, daß den Ihren der Tod zu lange zögerte. Bei uns aber da freute sich doch jemand, wenn sie wieder zum Wachsein zurückkehrte.

Nicht lange, nachdem dies Bild vollendet war, da starb sie wirklich, die gute Frau, die ihr Leben als eine Art Schuld empfand, weil sie Fürsorge verlangte ohne Arbeitleistung, die oft tagelang nichts aß, damit sie den jungen Menschen nicht allzu lange mehr im Wege stehe und die so glücklich war, ihre Einnahme ihren Kindern bringen zu können.

Sie starb aufrecht, schlief ein für immer in dem Lehnstuhl beim Bauern, ganz so, wie im Bilde ihr aufrechtes Sterben erlebt war!

Aus Runen des Lebens.

(Triumph des Unsterblichkeitwillens von Frau Dr. M. Ludendorff).

Nein, Mutter, ich jammere nicht,
Es wimmern um Tote, so sprachst du,
Nur alle die Menschen,
Die Seelenschätze nicht tauschten mit den Erstarrten!
Es wimmern um Tote nur alle die Menschen,
Die mühsam und matt
Hinflattern möchten zum Lichte des Lebens,
Doch, im Dasein verstrickt,
Hinkriechen zum Tode! –
Nicht die Asche, die ewig schlummernde Seele, blieb mir allein,
Die wache, bewußte Seele lebt mir im Herzen,
Denn Jenseitsschätze gabest du mir,
So werd' ich nicht eine Stunde des Lebens dich missen,
Solang meine Seele im Jenseits verweilet.
Wenn immer im Leben der Wille erlahmen mir möchte,
Dann fühl' ich die segnende Hand auf dem Haupte mir ruh'n,
Deine segnende Hand – Mutter –, du Liebe!

Über die Entstehung religiösen Aberglaubens.

Von Ernst Schulz.

„Die Opfer sind Pfade und Wege; sie sind die Wege zum Himmel für den Opferpriester", so schrieben die Inder in einem ihrer geheimen Priesterlehrbücher, dem „Aitareya-Brahmana", dem ältesten uns erhaltenen Werke der Weltliteratur über die Bedeutung religiöser Gebräuche.

Dieser Gedanke, daß die Darbringung eines Opfers den Weg zum Himmel und damit zur Gottheit erschließe, mag den Brahmanen in uralten Zeiten gekommen sein, als sie sich einst unter freiem Himmel um ein Feuer versammelt hatten und nun den emporsteigenden Rauch beobachteten; da mag ihnen dieser Rauch als der sicherste und geeignetste „Pfad" erschienen sein, auf dem sie ihre Wünsche dem Himmel antragen konnten.

Die Juden haben wie so vieles auch diese Vorstellung in ihre heilige Schrift übernommen und in etwas noch kindlicherer Weise als die alten Brahmanen ausgemalt; so schrieben sie, daß bereits Noah nach glücklicher Errettung aus der Sintflut ein Brandopfer angezündet habe. „Und der Herr roch den lieblichen Geruch und sprach in seinem Herzen: Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen." (1. Mose 8, 20—21.)

Die weitere sehr peinliche Ausbildung des priesterlichen Opferrituals führte die Brahmanen dann zu dem Glauben, daß der Mensch, um den Wunsch seiner Sehnsucht dem Himmel besonders begreiflich machen zu können, von dem opfern müsse, was er herbeisehne. So kehrt in den altindischen Büchern mehrfach die Lehre wieder, daß derjenige, welcher Vieh wünsche, Vieh opfern müsse. Sinnentsprechend aber galt diese Vorschrift für alles, was ihr Herz begehrte. Priesterliche nicht minder begierige Geschäftstüchtigkeit — auch die der alten Rabbiner — verstand es indessen sehr bald, das etwas zweifelhafte „Brandopfer" durch das zuverlässigere „Dankopfer" zu ergänzen, das in der Abgabe von einem Zehntel aller Erträgnisse oder ähnlichem bestand; „Danke" sagte dann der Priester bereits zu jener Zeit im Namen der Gottheit.

Wohl keine aller abergläubischen religiösen Vorstellungen hat die Gemüter so in Aufruhr gebracht wie diese; wohl keine aber ist auch so mißverstanden worden wie diese. Wie so häufig, so hat auch hier ein anscheinend harmloser Irrtum, ein priesterliches Hirngespinst, einen der schwersten Grundirrtümer aller Zeiten und eine der furchtbarsten abergläubischen Unsitten zur Folge gehabt. Es war ja auch allzu verständlich, daß die Inder bei ihren weiteren religiösen Spekulationen die Frage aufwarfen, was denn nun zu geschehen habe, wenn ein Mensch die Gottheit um eigenen Nachwuchs bitten müsse. Im Sinne der oben angedeuteten Irrlehre hätte es selbstverständlich gelegen, daß die unglücklichen kinderlosen Menschen ihr erstes Kind Gott hätten opfern bzw. dasselbe, da es noch nicht geboren war, der Gottheit als Opfer hätten versprechen müssen, gewissermaßen als Gegengabe für zahlreiche weitere Kin-

der. Doch nie hätte es ein Brahmane gewagt, dem Himmel das Leben eines unschuldigen Kindes anzubieten, selbst nicht um den Preis, daß seine Priesterlogik in ihren Grundfesten erschüttert worden wäre!

Doch Priesterlogik war schon damals unerschütterlich! Sie hatte seit altersher ihre eigenen Gesetze! Die alten Brahmanen erfanden, um sich von dem inneren Zwiespalt zu befreien, ganz einfach eine Geschichte, deren bloßes Anhören Nachwuchs verlieh, und in dieser Geschichte zeigten sie dann — so gut oder schlecht, wie es ihrem Können entsprach — den Ausweg, welchen ihnen die Gottheit einst selbst aus dieser heiklen Schicksalsfrage offenbart hatte. Gegen eine mehr als angemessene Belohnung — 1100 Kühe und einige weitere Kostbarkeiten — trugen sie diese kostbare und Wunder wirkende Geschichte mit den nötigen Feierlichkeiten vor, eine Geschichte, die ohnedies nur für die reichen Kasten bestimmt war; die armen hatten andere Gesetze. —

Abgesehen von der Mithilfe an der Ausplünderung eines einst fleißigen Volkes durch priesterliche Willkür hat dieser Aberglaube in Indien kein weiteres Unheil angestiftet. Ehe wir seine Auswirkung in der jüdisch-christlichen Religion betrachten, sei diese seltsame „Geschichte von Suhnasepa" kurz ihrem Inhalte nach angedeutet:

> Ein ehrwürdiger König hatte keinen Sohn. Auf den Rat seines Hauspriesters wandte er sich in seiner Not an Varuna, den Gott der Nacht, dessen Macht furchtbar war; er schlug die Menschen mit Krankheiten und hatte seine Abgesandten und Spione im Himmel und auf der Erde. Varuna war einer der mächtigsten altindischen Götter. Mit ihm schloß nun der kinderlose König folgenden Vertrag auf Gegenseitigkeit: Gibst du mir Kinder, so opfere ich dir meinen erstgeborenen Sohn.
>
> Wie nun das erste Kind, ein Knabe, geboren wird, da fordert ihn Varuna, auf seinen Vertrag pochend, als Opfer. Der König jedoch vertröstet Varuna von Jahr zu Jahr, bis eines Tages der inzwischen groß gewordene Sohn davonläuft, als der Vater ihm mitteilte, daß er ihn jetzt opfern müsse.
>
> Indra, der Gott der himmlischen Sphären, beschützt in menschlicher Gestalt den Sohn, der Jahre lang in der Wildnis ein unstetes Leben führen muß. Da endlich, im siebenten Jahre, gelingt es dem Königssohne, einem ehrlosen, nichtswürdigen Brahmanen (Weisen) dessen zweitältesten Sohn, Suhnasepa, abzukaufen; mit ihm kehrt er zu seinem Vater zurück und bittet denselben, diesen anstatt seiner zu opfern. Der Vater ist einverstanden, desgleichen Varuna, letzterer mit folgender Begründung: „Ein Priestersohn ist mehr wert als ein Königssohn." — Priesterhochmut kannte schon damals keine Grenzen!
>
> Wie das Opfer bereitet wird, will niemand eine Hand reichen, um den unschuldigen Suhnasepa zu binden und zu töten. Man holt schließlich den nichtswürdigen Vater, der sich gegen ein paar Hundert Kühe zu diesem weiteren verwerflichen Dienste bereit findet. Doch wie dieser das Messer erhebt, da fallen auf gemeinsamen Beschluß a l l e r Götter die Fesseln ab, mit

denen das Kind gebunden gewesen war und dessen Gebete und Gesänge die Götter erhört hatten. Suhnasepa wird in die Priesterkaste aufgenommen, sein nichtswürdiger Vater aber davongejagt. Der König indessen, den Varuna wegen Nichteinhaltung des abgeschlossenen Vertrages mit der Wassersucht bestraft hatte, wird zu gleicher Zeit geheilt.

So wird in dieser und in anderen ähnlichen Sagen aus dem Sohnesopfer ein Freudenfest für Vater und Sohn. Die indische Ritterkaste aber verurteilte in ihrem Heldengesang, dem Mahabharata, jenen Priester, der den Rat zur Tötung des erstgeborenen Sohnes gegeben hatte, zu ewigen Höllenqualen — ! —

Nun zur jüdisch-christlichen Religion, in die all die indischen Priesterirrlehren eingedrungen waren und dort furchtbares Unheil angerichtet hatten! Jahrhundertelang haben die Juden jenes grausame Rabbinergesetz, dessen Entstehung wir soeben kennen lernten, befolgt: Jahrhundertelang opferten sie ihre erstgeborenen Kinder auf den Altären. Das ist eine geschichtliche, selbst von den Juden zugegebene Tatsache! Das Gesetz lautete:

„Deinen ersten Sohn sollst du mir geben. So sollst du auch tun mit deinem Ochsen und Schafe. Sieben Tage laß es bei seiner Mutter sein, am achten Tage sollst du mir's geben." (2. Mose 22, 28—29.)

Nicht nur durch diese, sondern auch durch andere Bibelstellen und durch Funde ist erwiesen, daß die Juden im gelobten Lande diesem furchtbarsten Aberglauben aller Zeiten gehuldigt haben und daß erst später dieser Irrwahn als „Molochopfer" abgeschafft wurde. Man vergleiche u. a. Hesekiel 20, 25—26; Jeremia 7, 31; Jeremia 32, 35; 2. Könige 23, 10; Hesekiel 16, 19—21; 5. Mose 12, 31; 3. Mose 18, 21; 3. Mose 20, 2; 4. Mose 3, 13.

Indessen hatten die alten Rabbiner, anscheinend auf Umwegen, auch von der obigen indischen Sage erfahren, jedoch deren Sinn nicht verstanden; denn dieser Sinn war ja, daß das Anhören dieser Geschichte das Sohnesopfer überflüssig mache und daß, obwohl es Varuna zunächst gewünscht hatte, sich alle Götter gegen die Vollziehung desselben ausgesprochen hatten. So wanderte diese unverstandene Sage in die Schriften der vielen jüdischen Sekten. Jeder Rabbiner und Sektenvorsteher änderte sie nach seinem Geschmack um. Einige Jahrhunderte bestanden die verschiedenen Fassungen nebeneinander in Palästina, bis sie schließlich im Jahre 125 vor unserer Zeitrechnung oder noch später in dem ersten Buch Mose zusammengestellt wurden zur — Sage von der Opferung Isaaks! —

„Ich bin El Schaddaj" hatte 1. Mose 17, 1 der Gott gesagt, mit dem Abraham ähnlich wie jener indische König mit Varuna seinen Bund abschloß. Wie Varuna war El Schaddaj „der Gewaltige, der Verderben bringende", jener Gott, der Sodom und Gomorra zerstört und Israel in die ägyptische Gefangenschaft geschickt haben soll. Von ihm ließen sich der hundertjährige Abraham und seine Frau, die neunzigjährige Sarai, zahlreiche Nachkommenschaft verheißen; Abraham sollte „sehr fruchtbar" werden und Völker und Könige sollten von ihm kommen (1. Mose 17, 7). Der Gegendienst Abrahams

— oder glaubt etwa jemand, daß der Judengott El Schaddaj all dies versprochen hatte, ohne Abraham zu einem Gegendienst zu verpflichten? — war die Opferung Isaaks. Der „Engel des Herrn" (also nicht El Schaddaj!) verkündet schließlich den Erlaß der Tötung Isaaks, und El Schaddaj wiederholt sein Versprechen, Abraham zahlreiche Nachkommenschaft zu verschaffen, ja er löst es teilweise ein (1. Mose 22, 20—24; 1. Mose 25, 1—6 usw.).

So entstand aus verschrobenen Priesterspekulationen im alten Orient eine Sage, die, wie so viele andere, nach Judäa wanderte und dort verunstaltet wurde. Ehe sie dann zu uns kam, da übersetzte man alle Gottesnamen der Bibel, auch El Schaddaj, einheitlich mit „Gott" oder auch mit „allmächtiger Gott" und „Gott der Herr", um die Vielgötterei der Juden zu verheimlichen. So wurde die Mordabsicht Abrahams am eigenen Kinde schließlich als eine fromme Tat blinden Gottesgehorsams verherrlicht! —

Der so angesehene kritische, christliche und zuweilen auch wissenschaftliche Forscher Gunkel weiß indessen von diesem Zeugnis finstersten Aberglaubens, der Opferung Isaaks, folgendes zu sagen:

> „Der Reiz der Erzählung besteht in ihrer Zartheit und Tiefe. Sie rührt von einer innig empfindenden, weichen Seele her."

Wie abgestumpft im artfremden Glauben muß die Christenheit gegenüber der Schilderung des furchtbarsten Verbrechens sein:

> „Und Abraham reckte seine Hand aus und faßte das Messer, daß er seinen Sohn schlachtete."

Wie arm an „Zartheiten" und „Tiefen" aber muß jenes Buch sein, das man uns als „heilig" aufzwang!

Die Inder machten jenen unmenschlichen Brahmanen, der den eigenen Sohn töten wollte, zum Urvater verabscheuungwürdiger, niederster Kasten; die Juden aber erhoben ihren Abraham zu einem ihrer gefeiertsten Helden, zum Stammvater des „auserwählten" Volkes. — Sie taten zweifellos recht damit!

Das „Molochopfer" der eigenen Kinder ist nun zwar in Judäa einige Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung abgeschafft worden; ein Lammopfer oder einige Tauben traten laut Gesetz (3. Mose 12, 1—8), das auch die Mutter Christi noch befolgte (Lukas 2, 22—24), an seine Stelle. Der uralte Irrwahn aber, daß die Juden von allem, was sie begehren, ihrem Moloch opfern müssen, ist noch immer nicht aus gewissen Köpfen verschwunden. Und so hat, da ja den Juden alle anderen Völker zum „Fraße" von einem ihrer Götter versprochen wurden, Heinrich Heine (geb. Chajjim Bückeburg) den Ritualmord an einer „Heidin" in seinem Gedicht „Nächtliche Fahrt" „verherrlicht" — zur höheren Ehre Molochs und des „auserwählten" Volkes.

Wann endlich werden sich alle Deutschen von einer solchen „Religion" abwenden und anstatt künstlicher Juden wieder wahrheitliebende, aufrechte Deutsche sein wollen?

Germanenverehrung in der modernen bildenden Kunst.

Von Willi Finger.

Wer das hochgelegene Waldgelände der Bergtannen bei der Stadt Demmin betritt, dem halten riesenlange Kiefernstangen in wildzerzaustem Kronenschmuck die Wacht. Das Rauschen und Raunen der hohen Urgestalten, die wie Riesenleiber dreinschauen, wirkt heilige Schauer der Ehrfurcht. Hier im Waldesdom fühlt sich der Pulsschlag unserer Aderströme im Banne der Baumseele.

In diesem romantischen Waldwinkel grüßt den Besucher die großzügig geschaffene Germanenanlage, die den künstlerischen Stimmungvorhof zur Demminer Heldenmalstätte darstellt, einem Werke des Berlin-Friedrichshagener Denkmalskünstlers Fritz Richter-Elsner. Künstlerwerk und Naturbaumlandschaft vereinen sich zu einer Symphonie urdeutscher Waldandacht und Heldenverehrung.

Zu unterst schreitet man einem Dolmensteintor entgegen, das aus einem Findlingdreistein errichtet ist und Einlaß gewährt zu den höher gelegenen Denkmalshöfen. Auf der Schwelle des Dolmentores stößt der Fuß klirrend an die Gliederringe einer wuchtigen Eisenkette; sie mahnt, was in granitgemeißelten Lettern in den Dreistein gehauen ist: „Deutscher, denke dran, wenn du schreitest über diese Ketten, es gilt des Vaterlandes Ehre und Freiheit zu retten!“ Wer fühlte nicht alle Schmach und Schande unserer Zeit. — Ob wir selbst noch dermaleinst die Schandkette aus ihren Fugen reißen werden, wenn die Freiheit tagt — ob sie angeschmiedet bleibt für die, die nach uns kommen? —

Der Weg führt weiter zur Höhe, wo, in Stein gemeißelt, germanische Mythe und germanisches Volkswesen zu uns sprechen: Dolmen neben Dolmen türmen sich auf, naturhaft rissig und gespalten, zerrissen und wettergeschunden wie das Deutsche Schicksal und die Deutsche Geschichte. Es ist eine andere Welt in diesen Gängen, wo Runensteine mit mystischer Kraft und heiligen Zeichen in Urvätertage führen. Wieviel Jahrtausende mag es her sein, seit die Schicksalsweberinnen, denen der Nornenstein gesetzt ist, am Faden Deutscher Schicksale zu weben begannen? Doch die Notrune lehrt, wenngleich unser „Volk in Not“ ist, daß man sein Schicksal meistern und gestalten müssen. Alaf sal fena = Alles Sonnenheil dem Kraftbewußten! und: sal and sig! = Heil und Sieg! künden die Runen in den zyklopenhaften Dolmen. Der kraftvolle und naturhafte Gottglaube unserer germanischen Altvordern ist es, der aus diesem Schlacht- und Heilruf widertönt. — Wie aus dem Dämmerdunkel Deutscher Vorzeittiefen führen enge Felsstufen höher hinauf zu den Hünengräbern der Ahnen. Ihr sterblicher Staub ist unser Stolz noch heute. Wir stehen im Banne des Todes, dessen Allmacht schon den Vätern heilig war.

Der Steinsitz am Heldengrab lädt zur Ruh' ein. Unter Balmungs Schutz schlummern die seligen Recken, deren Seele im Jenseits feiert. Die am Nach-

bargrabe lehnende Skaldenharfe deutet auf einen ruhmvollen Sänger versunkenen Heldensanges. Möge sein Barditus uns Glaube an eine lichtere Zukunft spenden. „Kehrt wieder, Helden der Lieder!" mahnt ein Sagastein im Weiterschreiten. Der mit Eisenbuckeln beschlagene Schild führt in seiner Mitte das Symbol des Lichtes und, im Kreise angeordnet, die Heilszeichen: den Trifos = den Dreifuß als Zeichen des göttlichen, schöpferischen Naturgesetzes und den Fyrfos = den Vierfuß, das ist das Sonnenradzeichen, auch Hakenkreuz genannt. Unter diesen göttlichen Heilszeichen kämpften einst unsere Altvordern.

Den Gottheiten sind erratische Blöcke gesetzt: Der Wodanstein zeigt die Gottheitrune und das Rabenpaar Hugin und Munin. Dem Wurtansteine gegenüber führt der Donarstein den Hammer Thors mit zückenden Blitzen. Die Schwert- und Todesrune auf diesem Dolmen kündet aller Weisheit letzten Schluß:Fürchte nicht den Tod, er kann dich nicht töten.

Siegfried der Held! kündet eine andere Runeninschrift. Die Deutsche Sehnsucht nach siegender Kraft, nach sonnenhellen Tagen und Wiederkehr der Heldenzeiten packt den Beschauer des Grabes. In einer Felsennische der Nibelungenstein mit daraufliegendem Hörnerhelm; der „Nibelungentreue" ist der Stein geweiht. Der Schwurstein trägt in tiefen Linien das Schwertschwur-Gelübde des germanischen Jünglings: „Helle Wehr — heilige Waffe — hilf unseren ewigen Eiden!" Im Oberhofe der Anlage heilige Tierköpfe, umrahmt von lebendig wuchernden Büschen frischer Ginster- und Farrenpflanzen.

Erdmutter Freia, die Allgoldene, wird an besonderer Stätte verehrt: eine heilige Quelle, aus dem Dunkel der Bergtannen plätschernd, windet sich durch bemoostes Gestein, das rissig und grau vor Alter ward.

Auf höchster Höhe das Reiterstandbild eines Ulanen. Die abschließende Rundmauer ist mit eingelassenen Reliefs geschmückt und enthält die Totenliste der Demminer Ulanen.

Der Anblick einer so genial erdachten und doch mit einfachsten Mitteln der Natur geschaffenen Germanenstätte wirkt ehrfurchterweckend und verklärend auf Deutsche Innerlichkeit. Ob man den Blick hinaufrichtet zum rauschenden Wald im Denkmalshintergrund — ob man am Hochende des steilen Felsganges hinunterschaut in die Tiefen germanischer Steinsetzung — der Odem Deutscher Vergangenheit spricht hier eine geheiligte Sprache. Der Verfasser der vorliegenden Denkmalswürdigung, der das Erlebnis hatte, am Deutschen Volkstrauertage zu den vaterländischen Vereinen Demmins an der Germanenanlage zu sprechen, weiß die tiefbohrenden seelischen Wirkungen einer so gearteten Denkmalssphäre angemessen zu würdigen.

Als ich den Schöpfer der Germanenstätte befragte, wie er zu dieser Deutschtümlichen Denkmalsdarstellung gelangt sei, erfuhr ich die Antwort, daß der Denkmalskünstler in der Nähe Demmins ein Hünengrab gesehen habe, das erste überhaupt, und daß er von dieser Malstätte tief ergriffen gewesen sei. „Es war der Hauch der Jahrtausende", schrieb mir der Künstler, „und das Echo der eigenen Art, das aus diesen trutzigen, kraftvollen Formen sprach — wahrscheinlich — man kann über derlei seelische Unwägbarkeiten nichts aus-

führen. Als ich so während der Dämmerung in den Bergtannen stehe, etwa da, wo jetzt das Kettentor emporragt, erschien mir ganz visionär das Bild des Hünengrabes und wurde zur Vorlage des heutigen Germanenhofes. Ich habe noch in derselben Nacht dieses visionäre Bild, das aus Erleben, Erdenken und Erträumen dort am Berge entstanden war, niedergelegt und fand damit am nächsten Morgen die begeisterte Zustimmung der in Betracht kommenden Persönlichkeiten."

Die Anlage des Denkmals hat dem Beschauer nicht nur eine Stimmung vermitteln helfen — sie hat ihn gläubig gemacht, daß er wieder stolz und vertrauend wird zu seiner blutseigenen Art.

Heute grüßen im Deutschen Reiche 18 Ehrenmale des Meißelkünstlers Fritz Richter-Elsner.

Dem großen Kriege nacherzählt.

Von Hans Kurth.

Der 21. März 1918 zog herauf — der Tag, an dem das feldgraue Heer nach mehr als dreijährigem, schier endlosem Stellungringen die Gräben zum großen Angriff verlassen sollte. Lange genug war es in den Übermaterialschlachten Amboß gewesen. Nun sollte es wieder Hammer sein. —

Noch lag die Dunkelheit der Nacht über den Fronten.

Sichtlich beunruhigt feuerte die englische Artillerie.

Auf Deutscher Seite rührte sich nichts. In unheimlicher Ruhe gähnte dem Feinde eine Riesenmacht entgegen. Alle Gräben und Unterstände waren übervoll mit Menschen, und Tausende und Abertausende von Geschützrohren aller Kaliber standen bereit, Tod und Verderben hinüberzusenden. Allein in dem wenig mehr als 1000 Meter breiten Abschnitt der 3. Garde-Infanterie-Division warteten 51 Batterien darauf, ihr furchtbares Konzert zu beginnen. Und so sah es hinter allen Divisionen der 70 Kilometer langen Schlachtfront aus.

Ob man da drüben wohl ahnte, was die nächsten Stunden schon bringen sollten? Oder ob man es gar schon wußte und darauf vorbereitet war? —

*

„Nun muß die Artillerieschießerei gleich losgehen", sagt jemand zu dem Posten am Eingang eines Unterstandes. „Es sind höchstens noch sieben Minuten. Um fünf Uhr fünf soll's anfangen. Ist schon was zu sehen?"

„Jawoll. Die Batterien da vorne vorm Drahtverhau machen schon fertig", tönt's unter dem Stahlhelm zurück.

Richtig. Da vorne, wo sich gegen den nächtlichen Himmel ganz schwach ein paar Drahtverhaupfähle abheben, bewegen sich Schatten. Sie sind in dem dichten Frühnebel kaum wahrzunehmen. Auch einige unverständliche Worte flattern von dort herüber. Wie unterdrückte Kommandorufe hören sie sich an.

Und dann bricht auch schon das Unbeschreibliche los.

Aus Hunderten, nein, aus Tausenden von Geschützen aller Kaliber kracht es auf und erfüllt die Nacht mit Heulen und Bersten und Blitzen.

Mit einem einzigen furchtbaren Feuerschlag ist auf der ganzen Front der grausige Reigen eröffnet und die Welt von einer Minute zur anderen in einen Orkan ohnegleichen verwandelt.

Vorne im Drahtverhau steht Geschütz an Geschütz. Feldkanonen. Mit ohrenzerreißendem Schmettern flammen ihre Abschüsse in die Nacht. Einzeln. Salven. Rollsalven. Im Aufblitzen der Mündungfeuer werden die Schattenbilder der Geschütze erkennbar.

Das ganze Stellunggelände scheint voller Batterien zu stehen. Zwischen den Gräben. Hinter den Gräben. Rechts. Links. Überall.

In unaufhörlichem Zucken flackert das Leuchten der Mündungfeuer über den nächtlichen Himmel. Hie und da bricht auch im Hintergelände sichtbar Mündungfeuer empor: rote, grelle Stichflammen, die im nächsten Augenblick schon wieder verschwunden sind.

Aus der Mulde dicht hinter uns dröhnen schwerste Abschüsse. Einer jagt den anderen. Mit furchtbarem Heulen rasen die Geschosse über uns weg. Ihr Tosen macht einem den Atem stocken und das Blut in den Adern erstarren. Wenige Sekunden später schüttert die bebende Erde besonders stark: die Ungetüme haben ihre Ziele erreicht, weithin Entsetzen um sich verbreitend.

Dumpf, matt und hohl hallen die Deutschen Einschläge herüber. Man weiß, was das heißt ... Gas! ...

Noch antwortet die englische Artillerie. Einige Volltreffer bringen Verluste. Dann aber wird das englische Feuer spärlicher. Schließlich kommen nur noch vereinzelte Schüsse aus weitabstehenden Geschützen herüber. —

Inzwischen ist es hell geworden. Dicke Schwaden von Pulverdampf und Nebel liegen auf dem Schlachtfeld. Alle Mulden sind damit gefüllt.

Das Deutsche Artilleriefeuer ist bis aufs höchste gesteigert. Seit sieben Uhr morgens hämmert es mit schier wahnsinniger Wucht auf die erste und zweite englische Stellung. Eine graue, sich immerfort erneuernde Rauchwolke brodelt dort, wo man die englischen Gräben zu suchen hat. Zu sehen sind sie nicht mehr. In schwarzen Kratern schießt unaufhörlich die gepeinigte Erde empor. Schwefliggelbe Wolkenfetzen flattern dazwischen. Kaum ist einer der haushohen Krater wieder in sich zusammengesunken, so spritzen dafür mit berstendem Krachen drei, vier, fünf neue auf. Rote Feuer durchzucken wie Blitze fort und fort dieses Gewoge von Rauch und Erde, immer neue Krater zum Himmel aufschießen lassend und immer neuen Tod. —

Es ist acht Uhr geworden. Heller Tag.

Und immer noch rast das Deutsche Feuer ... rast ... rast ...

Es geht auf neun Uhr ...

Da kommt Bewegung in das grausige Bild! Der Angriff beginnt!

Aus den vordersten Gräben quellen die ersten feldgrauen Linien hervor. Von rückwärts traben Bespannungen für die Begleitbatterien heran.

Im Vorbeirennen grüßen Artilleristen und Infanteristen einander. Heiser klingen die Zurufe von beiden Seiten.

300 bis 400 Meter vor dem vordersten englischen Graben bleiben die

ersten Schützenwellen, dicht aufgeschlossen, liegen. Die Sturmausgangslinien sind erreicht. Um neun Uhr vierzig Minuten soll der Sturm beginnen.

Die Spannung ist bis aufs höchste gestiegen.

Die Uhr in der Hand knieen die Führer an den Ausfallstellen der Gräben oder kauern an den Rändern der Granattrichter.

Immer noch rast das Trommelfeuer. Mit pfeifendem Heulen fahren die Granaten vor den Sturmlinien nieder, hinein in die tosende Wolke. Zahllose Splitter surren und singen herüber.

Und über dem allen leuchtet die Sonne wie an einem schönen Vorfrühlingstag! ... Hell und kalt glänzen die Seitengewehre ...

„Noch eine Minute ... noch dreißig Sekunden ..."

Die Herzen klopfen. Manch Atemzug wird tiefer.

„Noch zehn Sekunden ... fünf ... los! Auf, marsch, marsch!"

Wie ein Mann schnellen die grauen Gestalten empor. Die Zähne zusammengebissen stürzen die Grenadiere vorwärts, hinein in den Qualm vor ihnen, in welchem die letzten zu kurz gehenden Granaten herniederkrachen.

Da taucht auch schon der erste englische Graben auf. Hurrarufe mischen sich in den Lärm. Der erste Graben ist überrannt.

Im Tempo der vorwärts stürmenden Infanteriewellen wälzt sich jetzt das Deutsche Artilleriefeuer, zur „Feuerwalze" zusammengefaßt, vor den Angreifern her. Kurzschüsse erfolgen. In die Deutschen Linien schlagen eigene Granaten. Fester werden die Lippen zusammengekniffen. Und weiter geht es.

„Vorwärts, vorwärts! Weiter! Immer der Feuerwalze folgen!"

Irgendwo rasseln bereits Maschinengewehre.

Dann ist auch der zweite englische Graben überrannt.

Dicht folgen einander die Sturmwellen. Leichte Minenwerfer holpern dazwischen. Maschinengewehre. Im Laufschritt schleppen Pioniere Brücken heran und werfen sie über die Gräben. Kaum geschehen, kommt auch schon in breiter Front die erste Begleitbatterie angejagt. Ein schrilles Kommando! Und einschwenkend prescht Geschütz auf Geschütz über den schmalen Steg. Weiter geht es im gestreckten Golapp. Der wogenden Rauchwolke nach.

Und immer noch rast das Deutsche Feuer ... rast ... rast ...

Infanterieflieger donnern über die stürmenden Linien hin. Ihre Maschinengewehre tacken. Hoch oben, einem aufgeschreckten Taubenschwarme gleich, kreisen eine ganze Zahl von Maschinen aufgeregt durcheinander.

In breiter Front fluten jetzt schon die Kompanien der zweiten Linie vorüber. Dahinter folgen geschlossene Abteilungen. Dann kommen wieder Batterien angejagt. Minenwerfer. Pionierabteilungen. Maschinengewehrkompanien. Und aus den Mulden hinter uns strömen nun ganze Bataillone hervor. Noch weiter zurück ziehen bereits lange Fahrzeugkolonnen über die Höhen: schwere Batterien, die im Vorfahren begriffen sind, und endlose Munitionkolonnen.

Es ist Deutschland, das vorrückt! ...

Und über allem rast immer noch das Deutsche Geschützfeuer ...

Da mischt sich von vorne kommend neuer Lärm in das Getöse.

Maschinengewehre rasseln ohne Aufhören. Immer heftiger wird das Knattern der Gewehre. Handgranaten krachen dumpf.

Verwundete laufen vorüber. Und immer mehr.

Bis auf zwanzig Meter sind die Bataillone der 3. Garde-Infanterie-Division an den dritten englischen Graben herangekommen, dessen Drahtverhau stellenweise noch unversehrt ist. Es ist die englische Artilleriesicherunglinie. Maschinengewehrfeuer aus der rechten Flanke und halbrechts rückwärts reißt furchtbare Lücken in die Reihen der Angreifer. Die zweite Linie ist bereits eingeschoben. Auf den Knieen liegend schießen die Grenadiere. Handgranaten bersten. Kurzschüsse der eigenen Artillerie heulen dazwischen.

Furchtbare Ernte hält der Tod. Führer und Mannschaften, die schon seit 1914 dabei sind, brechen zu Tode getroffen zusammen.

Dann aber geht der Sturm wieder weiter. Die Führer springen auf. Allen voran ein Bataillonskommandeur.

Im heftigsten Gewehrfeuer wird der Drahtverhau vor dem feindlichen Graben zerschnitten. Getroffene schreien auf und sinken nieder. Sie wälzen sich. Andere sind glücklicher. Die ersten Stoßtrupps erreichen den englischen Graben. Das Aufrollen beginnt. Erbittert und verzweifelt wehrt sich der Feind.

Endlich ist auch dieser Graben in Deutscher Hand und damit das erste englische Stellungsystem durchstoßen! Es ist zehn Uhr vorbei. —

Weiter stürmen die feldgrauen Haufen.

Das Deutsche Artilleriefeuer ist schwächer geworden. Die Batterien sind im Stellungwechsel begriffen. Weit ist die Division den noch vor dem dritten englischen Graben schwer kämpfenden Nachbardivisionen voraus.

Die ersten englischen Batterien werden genommen.

Die Gefangenen mehren sich. Sie marschieren nach hinten.

Immer größer wird die Beute an Maschinengewehren und Material der verschiedensten Art. Es herrscht Siegesstimmung. In aller Eile werden die beim Sturm durcheinander geratenen Verbände wieder geordnet. Denn wenn auch Schweres geschafft ist, nicht weniger Schweres muß noch am Nachmittag vollbracht werden, ehe der volle Sieg erstritten ist. —

*

Furchtbar war der Deutsche Angriffsstoß gewesen, den die feindlichen Heere am 21. März 1918 und an den folgenden Tagen auszuhalten hatten. Eine breite Lücke war in ihre Front gerissen. Wie ihre Generalstäbe nach dem Kriege zugaben, dehnte sie sich 40 Kilometer weit und hat 24 Stunden lang bestanden. Der Feldherr der Deutschen aber schrieb nach Bekanntwerden dieser Tatsache nur folgende erschütternde Worte:

„Es bleibt eine ewige Tragik, daß die Truppe dies nicht erkannt hat" . . .

Das sind Worte, aus denen die Deutschen mehr entnehmen können, als daß sie nur ein Zeugnis für die menschliche Größe ihres Feldherrn wären.

Nicht die feindlichen Heere hatten dem Großen Angriff den friedenerzwingenden Sieg geraubt. Die Beute war es gewesen . . . das Beutemachen, das den Angriff vergaß . . . Das bleibt die Tragik dieser Tage. —

Unbequem.

Ernst und dringend folgt mir eine
Mahnung nach auf Schritt und Tritt:
Sorge nicht nur für das Deine,
Sondern für das Andre mit.

Demnach soll ich unterlassen,
Was mir von Natur genehm,
Um das Gute zu erfassen?
Ei, das ist mal unbequem.

Wilhelm Busch

Kleist und Goethe.

Von Dr. E. A. Schalles.

Friedrich Hebbel hat die Größe und das tragische Schicksal Heinrichs von Kleist in den tiefempfundenen Worten ausgesprochen:

„Er war ein Dichter und ein Mann, wie Einer,
Er brauchte selbst dem Höchsten nicht zu weichen,
An Kraft sind Wenige ihm zu vergleichen,
An unerhörtem Unglück, glaub ich, Keiner."

Kleist hat unserem Volke auf allen Gebieten des dichterischen Schaffens Wunderwerke der Kunst geschenkt, aber sein Genie fand bei seinen Lebzeiten nur in einem kleinen Freundeskreise Anerkennung. Das Deutsche Volk in seiner Gesamtheit brachte seiner hohen Kunst kein mitfühlendes Verständnis entgegen. Seine glühenden vaterländischen Dichtungen fanden in dem gedrückten Geschlecht seiner Zeit keinen Widerhall, so daß ihr Schöpfer schmerzlich klagen konnte:

„Wehe, mein Vaterland dir! Die Leier, zum Ruhm dir, zu schlagen,
Ist, getreu dir im Schoß, mir, deinem Dichter verwehrt."

Nie hat Kleist ein einziges seiner Dramen auf einer Bühne verkörpert gesehen, nie hat ihn der begeisterte Jubel seines Volkes beglückt und seine Schaffensfreudigkeit erhöht. Ja, „die Hermannsschlacht" und der „Prinz von Homburg" wurden erst volle zehn Jahre nach Kleists Tode von Ludwig Tieck aus dem Nachlaß herausgegeben.

An dieser tragischen Verkennung Kleists bei seinen Zeitgenossen trägt Goethe eine schwere Mitschuld. Goethe nahm damals im literarischen Leben

nicht nur Deutschlands, sondern Europas eine wahre Herrscherstellung ein, huldigte ihm doch z. B. Lord Byron „wie ein literarischer Vasall seinem Lehnsherrn". Goethe hat manches mittelmäßige Talent seiner Zeit, wie Frierich Schlegel und Zacharias Werner begünstigt, das ihm ebenbürtige Genie Kleist hat er abgelehnt. Wir erinnern uns, daß er ja auch Schiller jahrelang verkannte und bewußt mied und daß er auch zu Beethoven trotz persönlicher Bekanntschaft nie in ein herzliches Verhältnis trat, obwohl Beethoven ihn zeitlebens verehrte. Wir, die wir trotz der Goethefeiern dieses Jahres dank der Aufklärung durch das Werk Mathilde Ludendorffs: „Der ungesühnte Frevel an Luther, Lessing, Mozart und Schiller" nicht mehr im Banne Goethes stehen, wir sehen hier im Wesen Goethes ein Versagen, wie wir es bei ihm ja auch in den großen nationalen Fragen seines Volkes vor und während der Befreiungkriege sehen. Erinnert sei hier nur an seine undeutsche Bewunderung, ja Verehrung Napoleons und an das unerhörte Wort, das er zu Theodor Körner sprach, als dieser in heiliger Begeisterung in den Volkskrieg gegen Napoleon zog: „O ihr Guten! Schüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen!"

Wilhelm Herzog schreibt in seinem vortrefflichen Werke: „Heinrich von Kleist" (Seite 400) die scharfen Worte über Goethe: „Er hat immer die Eigenwilligen, Originellen, die Persönlichsten der jungen Generation abgelehnt. Er sprach mit Verachtung von E. T. A. Hoffmann, von Jean Paul, von Bürger, oder er schwieg sie tot." Ein Wort öffentlicher Anerkennung aus Goethes Munde hätte Kleist den Weg zu Ruhm und Erfolg gebahnt. Dies Wort hat Goethe nicht gesprochen. Es ist schlechterdings unmöglich anzunehmen, daß ein Mann wie Goethe die gewaltige Schöpferkraft Kleists nicht erkannt hätte, so bleibt für sein Verhalten nur die Erklärung übrig, daß er den ebenbürtigen Dichter Kleist neben sich nicht gelten lassen wollte.

Die folgenden Ausführungen sollen auf Grund der literarischen Quellen das Verhältnis Kleists zu Goethe näher darlegen.

Von schwerer Krankheit genesen, war Kleist im Herbst 1802 aus der Schweiz nach Deutschland zurückgekehrt. Vom November 1802 bis Mitte März 1803 weilte er in unmittelbarer Nähe Goethes und Schillers in Weimar. Kleist war damals 25 Jahre alt. Er hatte 1801 sein Erstlingsdrama „Die Familie Schroffenstein" vollendet und bereits in der Schweiz den Plan und die ersten Szenen seines klassischen Lustspiels „Der zerbrochene Krug" entworfen. In Weimar arbeitete er mit Aufbietung aller Kräfte seines Geistes an der Gestaltung seiner gewaltigen Guiskard-Tragödie, von der uns leider nur ein wundervolles Bruchstück erhalten ist. In diesem jungen Dichter lebte ein himmelstürmender Ehrgeiz. Er wollte der größte Dichter seiner Nation werden und auch Goethe sollte ihn nicht daran hindern. Äußerte er doch „in wilderregten Stunden" seinem Freunde Pfuel gegenüber: „Ich werde ihm den Kranz von der Stirne reißen*)!" Dies Wort klingt vermessen, aber es gab doch nur dem natürlichen Empfinden eines stolzen, schöpferischen Geistes Ausdruck, hatte doch

*) Siehe A. Wilbrandt. Heinrich von Kleist. S. 174.

auch Novalis in ähnlicher Stimmung gesagt: „Goethe wird und muß übertroffen werden."

Wir haben zwar in Kleists Briefen kein ausdrückliches Zeugnis darüber, daß er Goethe und Schiller Besuche gemacht hat, aber man muß es als selbstverständlich annehmen.

E. von Bülow berichtet in seinem Buche: H. v. Kleists Leben und Briefe, Seite 29 — wohl nach persönlichen Mitteilungen von Kleists Freunden Rühle und Pfuel — daß Kleist beide Dichter besuchte und von ihnen freundlich aufgenommen wurde. Es können aber nur Höflichkeitbesuche gewesen sein, die zu keinem persönlichen Verhältnis führten, sonst hätte Kleist sicher der Vertrauten seines Herzens, seiner Stiefschwester Ulrike, darüber brieflich berichtet. So blieb dieser Besuch im Hause am Frauenplan die einzige persönliche Begegnung zwischen Kleist und Goethe. Traten ihm die beiden Großen von Weimar menschlich nicht nahe, so fand er die liebevollste und gastlichste Aufnahme bei Wieland auf dessen Gut Oßmannstedt in der Nähe von Weimar. Die Bekanntschaft mit Wieland war die Frucht eines freundschaftlichen Verhältnisses, das sich zwischen Kleist und Wielands ältestem Sohne Ludwig in der Schweiz entsponnen hatte. Schon im November 1802 ist Kleist oft ganze Tage in Oßmannstedt, wo ihm ein Zimmer eingeräumt wurde. Auch die Weihnachttage brachte er dort zu und zu Anfang des Jahres 1803 zog er auf eine herzliche Einladung Wielands ganz nach Oßmannstedt hinaus. Im Gegensatz zu Goethe erkannte Wieland mit feinem Verständnis Kleists ungewöhnliches Genie. Welche hohe Meinung er vom Dichter des Guiskard hatte, geht aus der folgenden brieflichen Äußerung an den Arzt Prof. Wedekind hervor:

„Wenn die Geister des Aeschylus, Sophokles und Shakespeare sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, so würde das sein, was Kleists Tod Guiskards des Normannen, sofern das Ganze demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ. Von diesem Augenblick an war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unsrer dramatischen Literatur auszufüllen, die, nach meiner Meinung wenigstens, selbst von Schiller und Goethe noch nicht ausgefüllt worden ist."

Wir haben von Goethe leider nicht ein einziges Wort solcher Hochschätzung, wir hören von ihm auch kein Wort der Aufmunterung wie dieses schöne von Wieland, durch das er Kleist zur Vollendung seines Trauerspiels ermutigt:

„Nichts ist dem Genius der heiligen Muse, die Sie begeistert, unmöglich. Sie müssen Ihren Guiskard vollenden, und wenn der ganze Kaukasus und alles auf Sie drückte."

Von einer Annäherung Kleists an Goethe hören wir erst wieder im Jahre 1807. Durch Kleists Freund, den Schriftsteller Adam Müller, erhielt Goethe von Dresden aus den „Amphitryon" und den „Zerbrochenen Krug" zugeschickt. Den Amphitryon bezeichnete Goethe „als ein bedeutendes, aber unerfreuliches Meteor eines neuen Literaturhimmels". Auch ist sein Urteil, das ihm leider gedankenlos nachgesprochen wurde: „Der gegenwärtige Dichter Kleist geht bei den Hauptpersonen auf die Verwirrung des Gefühls hinaus",

einseitig und ungerecht. Kleist geht zwar im Amphitryon von der Gefühlsverwirrung Alkmenens aus, aber sein künstlerisches Ziel ist gerade die Klärung dieser Gefühlsverwirrung.*) Seine Kunst zeigt uns mit Vorliebe in seinen wundervollen Frauengestalten die Ursprünglichkeit und Sicherheit eines unbeirrbaren Gefühles.

Über den „Zerbrochenen Krug" urteilt Goethe mit einigen sehr anfechtbaren Behauptungen in einem Briefe an Adam Müller:

„Der Zerbrochene Krug hat außerordentliche Verdienste und die ganze Darstellung dringt sich mit gewaltsamer Gegenwart auf. Nur schade, daß das Stück auch wieder dem unsichtbaren Theater angehört. Das Talent des Verfassers, so lebendig er auch darzustellen vermag, neigt sich doch mehr gegen das Dialektische hin; wie er es denn selbst in dieser stationären Prozeßform auf das Wunderbarste manifestiert hat. Könnte er mit eben dem Naturell und Geschick eine wirklich dramatische Aufgabe lösen und eine Handlung vor unsern Augen und Sinnen sich entfalten lassen, wie er hier eine vergangene sich nach und nach enthüllen läßt, so würde es für das Deutsche Theater ein großes Geschenk sein. Das Manuskript will ich mit nach Weimar nehmen, in Hoffnung Ihrer Erlaubnis und sehen, ob etwa ein Versuch der Vorstellung zu machen sei. Zum Richter Adam haben wir einen vollkommen passenden Schauspieler, und auf diese Rolle kommt es vorzüglich an. Die anderen sind eher zu besetzen."

Kleist trug sich mit dem Gedanken, selbst zur Aufführung nach Weimar zu fahren. Zum Glück hat er diese Absicht nicht ausgeführt. Am 2. März 1808 wurde „Der zerbrochene Krug" unter Goethes Leitung zum ersten Male im Weimarer Hoftheater aufgeführt. Kleists Lustspiel erfuhr eine völlige Niederlage. Der Theaterzettel kündete Kleists Werk, dessen Handlung doch ohne jede Unterbrechung fortschreitet, als Lustspiel in 3 Aufzügen an, übrigens ohne den Namen des Verfassers anzugeben.

Außerdem ließ Goethe dem Lustspiel eine einaktige Oper vorangehen. In seinem Tagebuch eines alten Schauspielers berichtet Eduard Genast, nach Mitteilungen seines Vaters, der damals Regisseur des Weimarer Theaters war, über diese denkwürdige Vorstellung:

„Bei der Aufführung dieses Stückes ereignete sich ein Vorfall, der in dem kleinen weimarischen Hoftheater noch nie dagewesen und als etwas Unerhörtes bezeichnet werden konnte: Sogar ein herzoglicher Beamter hatte die Frechheit, das Stück auszupfeifen. Karl August, der seinen Platz zwischen zwei Säulen dicht am Proszenium, auf dem sogenannten bürgerlichen Balkon, hatte, bog sich über die Brüstung heraus und rief: Wer ist der freche Mensch, der sich untersteht, in Gegenwart meiner Gemahlin zu pfeifen? Husaren, nehmt den Kerl fest!" Dies geschah, als der Missetäter eben durch die Tür entwischen wollte, und er wurde drei Tage auf die Hauptwache gesetzt. Den andern Tag soll Goethe gegen Riemer bemerkt haben: „Der Mensch hat gar nicht so unrecht

*) Charakteristisch für den Dichter Kleist ist ja das Wort, das er seinen Hermann sprechen läßt: „Verwirre das Gefühl mir nicht!"

gehabt, ich wäre auch dabei gewesen, wenn es der Anstand und meine Stellung erlaubt hätten. Des Anstands wegen hätte er eben warten sollen, bis er außerhalb des Zuschauerraums war". Den Durchfall des Stückes verschuldete Goethe durch die ganz unbegreifliche Dreiteilung der Handlung und die Besetzung der Hauptrolle mit einem unfähigen Schauspieler. Daß die Schuld an diesem Mißerfolg nicht an der Dichtung selbst lag, sondern in erster Linie Goethe beizumessen ist, das haben später glänzende Aufführungen in Hamburg, Berlin und Wien bewiesen. Das weimarische Publikum, im Lustspiel an die Kotzebueschen und Ifflandschen Rührstücke gewöhnt, war geistig noch nicht reif für Kleists Kunst. Nennt doch selbst das Hoffräulein von Knebel Kleists klassisches Werk „ein fürchterliches Lustspiel".

1850 schrieb Friedrich Hebbel — treffender als Goethe — über Kleists Lustspiel die charakteristischen Worte:

„Der Zerbrochene Krug gehört, um es gleich vorauszuschicken, zu denjenigen Werken, denen gegenüber nur das Publikum durchfallen kann. Der ergötzlichste Einfall und das farbigste Sittengemälde ist hier zum Genialen gesteigert, sich organisch verbindend wie Wurzel und Frucht. Seit dem Falstaff ist im Komischen keine Figur geschaffen worden, die dem Dorfrichter Adam auch nur die Schuhriemen auflösen dürfte."

Schon *vor* diesem Bühnenmißerfolg hatte Goethe den endgültigen Bruch mit Kleist beabsichtigt. In Dresden gab Kleist zusammen mit Adam Müller den „Phöbus", eine Zeitschrift für die Kunst, heraus. Goethes literarische Herrscherstellung erkennt man deutlich aus der Anzeige dieser Zeitschrift vom Dezember 1807. In ihr heißt es:

„Statt der gewöhnlichen Art, sich beim Anfang einer solchen Unternehmung auf die fremden Teilnehmer zu berufen, erklären wir nur, daß wir uns der Begünstigung

Goethes

erfreuen. Es wäre unbescheidenes Selbstvertrauen, wenn wir verschmähten, ja, wenn wir uns nicht darum beworben hätten, von Ihm empfohlen zu werden."

Am 24. Januar 1808 sandte Kleist das erste Heft des Phöbus an Goethe mit einem ehrerbietigen Begleitschreiben, aus dem wir seine Verehrung Goethes erkennen. Dieses erste Phöbusheft enthielt unter anderen Veröffentlichungen ein „organisches Fragment aus dem Trauerspiel Penthesilea", jener Tragödie, von der Kleist bekannte: „Es ist wahr, mein innerstes Wesen liegt darin, der ganze Schmerz zugleich und Glanz meiner Seele". Kleist überreichte Goethe seine Dichtung mit den innigen Worten:

„Es ist auf den Knieen meines Herzens, daß ich damit vor Ihnen erscheine, möge das Gefühl, das meine Hände ungewiß macht, den Wert dessen ersetzen, was sie darbringen." Goethes Antwort vom 1. Februar 1808 bedeutete den Bruch der von Kleist hoffnungfroh angebahnten Beziehungen. Denn aus seinem Urteil über ein unvergleichliches Kunstwerk spricht nicht mitfühlend der Dichter zum Dichter, wie wir es früher so schön bei Wieland sahen, wir hören bei Goethe nur den verstimmten Theaterleiter. Der Dichter des Götz

und des Werther, der in seiner genialen Jugendzeit „die charakteristische Kunst" als die einzig wahre gepriesen hatte, fand kein Wort der Anerkennung für Kleists schöpferische Kraft und seine in die Tiefen der Seele dringende Kunst.

Die wichtigsten Stellen seiner Antwort lauten:

„Mit der Panthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen, denn wenn man nicht aufrichtig sein sollte, so wäre es besser, man schwiege gar, daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll ... Verzeihen Sie mir mein Gradezu, es zeugt von meinem aufrichtigen Wohlwollen. Dergleichen Dinge lassen sich freilich mit freundlicheren Tournüren und gefälliger sagen. Ich bin jetzt schon zufrieden, wenn ich nur etwas vom Herzen habe ..."

Goethe hat den Bruch mit Kleist gewollt. Das beweist sein Brief an seinen Freund Knebel vom 8. Mai 1808 mit dem Spott über den Phöbus, der in „phébus" das heißt Schwulst übergehen werde.

„Mit den Dresdenern habe ich gleich gebrochen. Denn ob ich gleich Adam Müller sehr schätze und von Kleist kein gemeines Talent ist, so merkte ich doch nur allzu geschwind, daß ihr Phöbus in eine Art von „phébus" übergehen werde; und es ist eine probates Sprichwort, das man nur nicht oft genug vor Augen hat: Der erste Undank ist besser als der letzte."

Diese kühle Ablehnung seiner Penthesilea mußte Kleists Gemüt aufs tiefste verletzen. Mit Recht mußte er ja auch Goethe den Bühnenmißerfolg seines Lustspiels zuschreiben. Wir können es durchaus verstehen, wie bei Kleist das ursprüngliche Gefühl der Verehrung in tiefen Groll gegen Goethe umschlug. Erinnern wir uns zum besseren Verständnis von Kleists Verhalten doch nur der harten Worte, die Schiller einst zu Körner über Goethe äußerte, als seine Hoffnung, zu Goethe in ein freundschaftliches Verhältnis zu treten, bei der ersten persönlichen Begegnung in Rudolstadt so furchtbar enttäuscht wurde. Goethe hat dem Schriftsteller Falk gegenüber geäußert, daß Kleist ihm wegen des Mißerfolges seines Zerbrochenen Kruges eine Herausforderung habe schicken wollen. Dieses Vorhaben Kleists erscheint bei seinem empfindlichen Ehrgefühl nicht ganz unwahrscheinlich, wie sein ähnliches Verhalten F. v. Raumer gegenüber zeigt.*)

Das einzige literarische Zeugnis von Kleists Erbitterung gegen Goethe sind die beiden Epigramme, die er im Mai- und Juniheft des Phöbus veröffentlichte. Das erste, unter der Überschrift „Herr von Goethe" stellt den genialen jungen Goethe dem alten Goethe gegenüber und spöttelt über seine optischen Studien. Es lautet:

Siehe, das nenn ich doch würdig, fürwahr, sich im Alter beschäftgen!
Er zerlegt jetzt den Strahl, den seine Jugend sonst warf.

Das zweite, namenlos gehalten, enthält eine Anspielung auf die späte Trauung Goethes mit Christiane Vulpius im Oktober 1806. Goethes Sohn

*) Erich Schmidt, H. v. Kleists Werke. Bd. 5. S. 414 u. 415.

August war damals fast siebzehnjährig. Das Epigramm ist überschrieben: „Das frühreife Genie" und lautet:

„Nun, das nenn ich ein frühgereiftes Talent doch! bei seiner
Eltern Hochzeit bereits hat er den Carmen gemacht."

Damit war der Bruch endgültig. Von nun an ist zwischen beiden Männern kein Wort mehr gewechselt worden.

Als 1810 Kleists wundervolle Märchendichtung „Das Kätchen von Heilbronn" im Druck erschien und Goethes Sekretär Kräuter ihm das Buch brachte, mit der Bemerkung, das Weimarer Publikum wünsche die Aufführung, soll Goethe das Buch in den Ofen geworfen haben mit den Worten:

„Ein wunderbares Gemisch von Sinn und Unsinn! Die verfluchte Unnatur! Das führe ich nicht auf, wenn es auch halb Weimar verlangt."

Goethe fand kein Wort der Anteilnahme bei Kleists tragischem Ende. Er hat leider auch geschwiegen, als Tieck 1821 aus Kleists Nachlaß die „Hermannsschlacht" und den „Prinz von Homburg" veröffentlichte. Sein Gesamturteil über Kleist hat er in den Worten ausgesprochen:

„Mir erregte er, bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Teilnahme, immer Schaudern und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionierter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre."

Goethes Verkennung Kleists hat die Erkenntnis seiner wahren Bedeutung für unser Volk zwar erschwert, aber nicht dauernd hindern können. Diese Erkenntnis ist — dank schöner und gründlicher Arbeiten der Kleistforschung — in erfreulichem Wachsen. Heute sehen wir in Kleist nicht nur einen der größten Dichter unseres Volkes, sondern wir lieben ihn auch als bewußten Deutschen und als Menschen von wahrhaft adligem Charakter. Versenken wir uns liebevoll in die Welt seiner Dichtung, so wird unser Gemüt den lebendigen Hauch seines Geistes spüren.

Nörgeln.

Nörgeln ist das Allerschlimmste,
Keiner ist davon erbaut;
Keiner fährt, und wär's der Dümmste,
Gern aus seiner werten Haut.

Wilhelm Busch

Die singende Muschel.

Ein Märchen von Lotte Huwe.

Die Knechte kamen zu ihrem Herrn und berichteten von einer Jungfrau, die am Meere lebte und verzaubert sein müsse, denn sie verwahre in einem alten Kasten geheimnisvolle Dinge, die kein Mensch zu sehen bekomme. Auch besitze sie eine wundersame Muschel, die sprechen könne. Weiter erzählten sie, daß das Mädchen Erla hieße und in die Zukunft schaue wie eine heidnische Priesterin.

Boso winkte ab. Er kannte die Verdächtigungen, die zu oft gegen Unschuldige ausgestreut wurden. Doch die Obrigkeit und die Priester schickten den Vogt an den Ostseestrand, um die Hexe zu verhören, und wenn er sie als schuldig befand, auszuliefern.

Als Boso mit seinem Knappen über die Heide ritt, überkam ihn ein seltsames Gefühl, als ob dieser Tag entscheidend für sein ganzes Leben werden müsse. Er wollte keinen Menschen zur Seite haben und schickte den Knappen zurück. Nach eintägigem Ritt erreichte Boso die See. Von der hohen Hügelkette aus sah er eine Fischerhütte liegen. In dem kleinen Gärtlein stand eine hohe Fichte wie ein schützender Wächter. Der Vogt war am Ziel.

Er band sein Roß am Zaun fest und betrat ohne anzuklopfen die Hütte. Er befand sich in einem großen Herdraum, dessen Mitte von einem mächtigen, unbehauenen Kiefernstamm ausgefüllt war. Um den Stamm zog sich eine Rundbank. Darauf saß ein Mädchen und spann. Erstaunt schaute es auf, als der Vogt den Raum betrat. Boso sah, daß Erla sehr schön war. Ihre Augen hatten einen Ausdruck, als ob sie jedes Geheimnis durchschauen müßten. Die dicken, blonden Zöpfe waren mit roten Bändern umschlungen. Um den Hals trug Erla eine gelbe Bernsteinkette.

„Was will Boso, der Vogt, in meines Vaters Hause?" fragte das Mädchen ruhig.

„Wenn du Erla bist, dann wirst du auch wissen, warum ich gekommen bin. Man hat dich verklagt."

„Ich weiß, daß böse Zungen mir Unrechtes nachsagen, aber ich tue keinem Menschen und keinem Tiere ein Leid an." Sie hob die Hand und sogleich kam eine weiße Taube geflogen, die am Fenstersims gesessen hatte, und ließ sich auf ihrer Hand nieder.

„Glaubst du dem Gerede der Menschen, Vogt? Man preist dich als tapferen Streiter; ich hörte auch, du seiest klug und gerecht. Du weißt wie ich, daß man zwei unschuldige Jungfrauen, Hale und Elke, aus dem Walde holte und als Hexen verbrannte. Glaubst du, sie hätten von einer Schuld gewußt? Verklagt man mich, weil ich hellhöriger bin und meine Augen mehr sehen als die anderer Menschen? Oder weil ich verehre, was ihr verachtet?"

„Bekennst du dich zum Kreuz?"

„Eine Nordlandtochter versteht fremde Götter nicht, von denen ihr Bilder macht; ihr ziemt, was von den Vätern kommt!"

Der Vogt wurde unruhig vor ihrem klaren, furchtlosen Blick.

„Man sagt, du verbirgst eine Truhe, in der du Heimliches bewahrst, auch weiß man von einer Muschel, der du zu singen befiehlst."

Das Mädchen lächelte fein.

„Ich will es dir zeigen, vielleicht wirst du mich verstehen; wenn du es nicht vermagst, so klage auch du mich als Hexe an."

Sie trat zum Herd und schaute noch einmal den Vogt an, als ob sie seine Seele enträtseln wollte. Dann öffnete sie ein Wandfach in der derben, hölzernen Täfelung und entnahm der Öffnung einen großen, leuchtenden Bernstein. In dem gelben Stein war ein Käfer eingeschlossen, der wie ein Samenkorn als dunkler Punkt in der Kugel lag.

„Sieh, Boso, so hat man deine Seele eingefangen, so will man sie ganz in gleißendem Gold ersticken, und du bist doch ein Sohn dieser Erde und hast nichts gemein mit den fremden Neidlingen. Wach auf, liebe Seele, aus deinem Schlaf, sonst mußt du für immer sterben, und Erla zeigte einem Unwerten die singende Muschel."

Der Vogt strich mit schwerer Hand über die braunen Haare, die im Feuerschein leuchteten wie rotes Kupfer.

„Die singende Muschel, was ist mit der?" fragte er verwirrt.

Erla trat zu einem anderen Wandschrank und entnahm der Lade eine große, buntschimmernde Muschel. Sie hielt sie ans Ohr und lauschte. „Beuge dich zu mir", sagte sie zu dem Vogt, der sie fast um Haupteslänge überragte, „und halte den Atem an und lausche ..."

Boso gehorchte. Dicht neben der Jungfrau stand der Vogt und seine Locken streiften ihr blondes Haar.

„Was hörst du, Boso?"

„Nichts, Erla, nur ein ganz leises Rauschen, als hätte sich das Echo des Meeres in der Muschelhöhle gefangen ..."

„Leise", flüsterte sie, „dein Herz geht noch zu laut und überschallt die wundersame Stimme, ich aber höre es singen, ganz fein ..." Leise summte sie die Worte nach:

„Offen sei dir das Wagetor,
So sei dir das Waffentor,
Nahe sei dir das Siegetor ..."

Boso beugte sich über Erla. Wie ein Zauber erfaßte es ihn, und sein junges Herz begann zu jubeln. Er ergriff selbst die Muschel und da Erla sie nicht losließ, umschloß er ihre Finger mit seinen großen Händen. So hielten sie die singende Schale in den vier ungleichen Händen und Boso lauschte noch

einmal lange, seine grauen Augen fest in die des Mädchens senkend. Dann sprach er leise wie sie:

„Tönende Quelle,
Wachsende Welle,
Rausche und singe,
Zage bezwinge,
Liebende leite ..."

Ein Leuchten ging über Erlas Gesicht. Sie nahm die Muschel und legte sie auf die Rundbank.

„Komm", sprach sie froh, „zeige deine Kraft und öffne mir die alte Kiste! Nur der Vater vermag es, den Deckel zu heben."

Sie führte ihn zu einer geschlossenen Truhe mit metallverziertem Deckel. Boso nahm alle Kraft zusammen. Der Deckel hob sich. Alte Waffen von wunderbarer Schönheit boten sich seinem erstaunten Blick dar. Bronzedolche, Speerspitzen, alte Vasen und kunstvolle Becher, Schmuckstücke, Nadeln und Ketten füllten die Truhe.

„Woher kommt dir das, Erla?" fragte der Vogt erstaunt.

„Wir haben es auf der Heide und im Wald ausgegraben, doch das meiste kommt von des Vaters Vater. Hier, dieser Dolch gehörte ihm, Siegrunen sind in seinen Griff geritzt! Gefällt er dir?"

Bosos graue Augen blitzten. Er dachte an seine Kindheit und dunkles Erinnern kam über ihn.

„Ich schenke ihn dir, Vogt, du wirst ihn zu ehren wissen."

„Ich danke dir, Erla", sagte der Vogt und machte den Dolch in seinem Wehrgehänge fest, „seid ihr alle so freigebig?"

Erla lächelte. „Du bist der Gast in meines Vaters Haus, diesen Gast ehre ich so."

Draußen wieherte der Falbe. Boso mußte sich losreißen.

„Meine Zeit ist um, ich will reiten. Leb' wohl, Erla."

Das Mädchen geleitete den Gast zum Tor. Plötzlich erschrak es heftig. „Böses wird über mich kommen, denn Lauscher waren vor meiner Tür", murmelte ihr Mund.

Der Vogt hörte Pferdewiehern. Waffenlärm klirrte durch die Nacht. Erla glaubte des Vaters Stimme zu vernehmen. Er schien sich zu seiner Hütte durchkämpfen zu wollen. Erlas Herz erfüllten böse Ahnungen.

„Boso, kamst du allein?" fragte das Mädchen leise. Des Vogtes graue Augen sahen sie groß und ehrlich an. Er ahnte, daß man ihn verfolgt hatte, um auch ihn zu beobachten. Helle Zornesröte kam in sein Gesicht. Ihn schreckte keine Drohung, mochte man ihn zur Verantwortung ziehen, er war ein Mann, der sich zu wehren verstand, und seine Waffe konnte die Antwort geben auf jede Verdächtigung. Aber Erla, die Jungfrau, sie sollte niemand anrühren. Schnell entschlossen drückte er dem Mädchen die Hand und schwang sich auf sein Roß.

Erla hörte bald seine Stimme vom Strand herüberschallen. Dann wurde es stiller. Einige Reiter flohen dem Walde zu. Das Mädchen zitterte um den Vater, zitterte um Boso, dem ihr Herz zugetan war, seit sie in seine Seele geschaut hatte.

Da keuchte der Falbe des Vogts heran. Boso flog aus dem Sattel. Eine blutende Wunde zog sich quer über die edle Stirn.

„Komm mit, Erla, dein Vater liegt erschlagen von den Schergen am Strand. Wir waren zwei gegen acht, ich konnte ihm nicht helfen. Er fiel wie ein Held. Nun werden sie kommen, uns zu verderben. Aber niemand soll Erla anrühren, so lange Boso noch einen Atemzug tut. Ich weiß einen freien Hof meines Oheims, dorthin laß uns eilig reiten."

Schmerz und Liebe schüttelten Erlas junges Herz. Sie reichte Boso beide Hände und richtete sich hoch auf.

„Ich komme, Boso, ich habe dich zurückgewonnen für die Heimat, laß uns reiten. Aber komm zum letzten Mal in meine Hütte ..."

Sie zog den Vogt in das Haus und holte aus ihrem Schrank Leinen und Wasserschale. Sie wusch die wunde Stirn und legte blutstillende Kräuter auf. Dann umwand sie Bosos Haupt mit weichen Leinentüchern. Das Gesicht des Vogtes war bleich. Er lächelte und überließ sich willig den sanften, geschickten Händen der Jungfrau. Vor seiner Seele stand das Bild seiner Mutter, die dem wilden Knaben manche Wunde heilte. Die Mutter hatte auch so milde Hände gehabt wie Erla, die Fischerstochter ...

Der Vogt erhob sich und reichte Erla den Mantelsack. Das Mädchen holte die Bernsteinkugel aus der Wand, und tat sie hinein. Brot und Früchte legte sie in den Sack, und dann hieß sie Boso die Truhe auf des Falben Rücken festmachen. Die singende Muschel trug sie vorsichtig in den Händen. Noch einmal schritt Erla zum Herd. Sie nahm aus der Feuerstelle ein hell glühendes Holzscheit und hielt die Flamme an das Strohdach. „Rula, Rula", rief Erla lockend und hielt die Hand weit ausgestreckt. Nun flog die weiße Taube vom Dach auf ihre Hand und blieb dort sitzen.

Boso hob die Jungfrau auf den Falben, faßte sein treues Roß am Zügel und schritt eilig dem Walde zu. Nun erst sahen sie sich an.

Eine feurige Lohe stieg aus der Hütte. Schwarz ragte der Kiefernstamm aus den Flammen wie ein Riese, der dem Feuer trotzen will.

Erla hob die Hand wie zum Gruß und rief hell:

„Leuchtende Lohe,
Flammendes Feuer,
Brenne zu Asche.
Was wir geliebt,
Heiliges Erbe
Trag ich im Herzen."

Da begann auf einmal die Muschel, die Erla im Arme hielt, zu leuchten in den herrlichen Farben des Regenbogens, und wundersames Klingen entströmte ihrem Muschelmund ...

Uralter Ahnung
Wachendes Wissen,
Steigt aus der Asche,
Führt euch in Freiheit ...

Boso hielt Erla umschlungen und sie fühlten in heiliger Ahnung das kommende Geschehen.

Eilig gruben sie die Waffenkiste unter einem Eschenbaum in die Erde und bezeichneten den Stamm, unter dem sie den Schatz verborgen hatten.

Von dem Leuchten der singenden Muschel sicher geleitet, ritten sie einer neuen Zukunft entgegen.

Im heutigen Danzig.

Von Margarete Keller.

Freie Stadt Danzig! Das klingt nach Unabhängigkeit und Wohlhabenheit und unwillkürlich denkt man an die Zeit der stolzen Deutschen Hansestädte, deren eine ja auch Danzig war. Wundervolle Bauten aus jener Zeit geben auch heute noch dem Stadtbild das Gepräge und so ist Danzig nicht nur seiner herrlichen Umgebung wegen beliebtes Reiseziel — gewesen.

Nach dem Vertrag von Versailles ist ja Danzig zu einem selbständigen kleinen Staatsgebilde gemacht worden mit eigener Volksvertretung, Volkstag genannt, eigener Guldenwährung und eigenen — Notverordnungen, überwacht von einem Völkerbundskommissar. Tatsächlich ist dieser „Freistaat" wegen seiner Kleinheit in jeder Hinsicht abhängiger als irgendein anderer Staat von dem Verhalten seiner Nachbarstaaten ihm gegenüber.

Es ist nun ein in Deutschland immer noch weit verbreiteter Irrtum, daß dieser Zustand im Grunde nicht so besorgniserregend ist, da man annimmt, daß die wirtschaftliche Verbindung mit Deutschland die gleiche geblieben sei, infolgedessen in Danzig gleich gute oder schlechte Verhältnisse anzutreffen seien. Andere wieder meinen, wie vielfach aus den Anschriften Deutscher Firmen an Danziger hervorgeht, Danzig sei polnisch und läge in Polen. Beide Annahmen sind falsch und beweisen teils, wie wenig maßgebenden Stellen und der Tagespresse daran gelegen ist, die tatsächliche Lage Danzigs in Deutschland bekannt werden zu lassen, teils aber auch die Gleichgültigkeit und Abgestumpftheit Deutscher Menschen gegenüber dem Schicksal ihrer Volksgenossen, die durch das Geschehen der letzten Jahre besonders betroffen sind und um ihr Deutschtum zu kämpfen haben. Wenige Kenner Danzigs nur wissen um den Existenzkampf des kleinen Freistaates.

Von Anbeginn ist durch den erschwerten Grenzverkehr nach Deutschland, Zoll- und Paßschwierigkeiten, vor allem durch die Zollunion mit Polen bewußt eine künstliche Abhängigkeit von Polen geschaffen worden. Jeder Danziger, der nach Deutschland reist, jeder Deutsche, der nach Danzig will, braucht ein polnisches Visum und wird einer strengen Zollkontrolle unterzogen. Es ist geschehen, daß Danzigern an der Grenze in Danzig gekaufte, getragene Sachen einfach abgenommen wurden, die erst auf Grund eidesstattlicher Versicherung, daß es sich nicht um in Deutschland gekaufte Ware handelt, zurückgegeben wurden. Auf Deutschen Waren liegt ein sehr hoher Zoll. Dagegen unterliegt der Personen- und Warenverkehr von und nach Polen nicht solchen Erschwernissen. Wer aber den Unterschied zwischen Deutscher und polnischer Ware kennt, wird begreifen, daß drakonische Maßnahmen nötig sind, um die Bedürfnisse der Danziger Bevölkerung auf polnische Waren zu beschränken, die im Verhältnis nicht einmal billiger sind.

Polen hat es gar nicht nötig, sich sicherer Gegenwehr auszusetzen und sich dadurch zu offensichtlich ins Unrecht zu setzen, daß es die Erfüllung seiner Danziger Wünsche auf militärischem Wege zu beschleunigen sucht. Sie machen es anders und nennen es „friedliche Durchdringung". Nur das geistige Leben in Kunst, Wissenschaft und Politik unterliegt denselben Einflüssen und Kräften, die in Deutschland wie überall am Werke sind. Daraus wird verständlich, daß hier wie dort keine wesentlichen Gegenmaßnahmen getroffen werden.

Zunächst wurden polnische Beamte hereingezogen, da Staatsbahnen und Hafenausschuß schon bei Gründung des Freistaates im Jahre 1920 polnisch wurden.

Polnische und russische Juden nebst Familie fanden sich im schönen Zoppot zur Kur ein, natürlich das Angenehme mit dem so nützlichen Geschäft verbindend. Es scheint ihnen zu gefallen. Als Danziger empfindet man es als Wohltat, einmal auf einer Reise nach Deutschland nicht so viel fremdrassige, geschminkte Gesichter zu sehen. In der Stille taten sich polnische Schulen und ein Gymnasium auf und an der Hochschule polnische Studentenverbindungen. Im früheren Dirschau hat man dagegen auch die letzte Deutsche Schule geschlossen und Deutschbewußte Eltern schicken ihre Kinder nicht ohne Gefahr täglich über die nahe Grenze in irgendeine Dorfschule auf Danziger Gebiet.

Nicht lange, da wagt man einen größeren Schritt: eines Morgens hängen polnische Briefkästen in den Straßen, die polnische Post ist eröffnet. Ungeheure Aufregung ist im Reich und Danzig über diesen Rechtsbruch — papierne Proteste, Versammlungen und die Kästen hängen heute noch, aber durchaus nicht ihrer Beliebtheit wegen. Alles Polnische trägt schon rein äußerlich seinen polnischen Stempel, teils bewußt, teils unbewußt, aber zu seinem Nachteil. Alle auf Grund der Freistaatgesetze vorhandenen Möglichkeiten werden benutzt. So spielt man auch ab und zu polnisches Theater in einem gemieteten Saale und gibt Konzerte mit polnischen Künstlern, um den Anschein zu erwecken, daß ein Bedürfnis dazu vorliegt. Trotz allem gleicht das Danziger Leben in

jeder Beziehung dem in Deutschen Städten. Selten nur sieht man in den Straßen polnische Fahrzeuge und Inschriften; überall spricht man Deutsch.

Um aber dennoch zum Ziel zu kommen, ist Polen bestrebt, die Danziger Wirtschaft vollkommen in seine Abhängigkeit zu bringen oder zugrunde zu richten. Man erhöht die Zollsätze zu Ungunsten Danzigs, erleichtert die Einfuhr polnischer Waren nach Danzig noch mehr und unterbindet die Ausfuhr der Danziger Fabrikate nach Polen. Eine Fabrik nach der anderen schließt ihre Tore, ein Konkurs löst den anderen ab und die Läden stehen leer oder sind mit polnischen Waren überschwemmt. Einige Fabriken siedeln nach Polen über, um weiterarbeiten zu können. Die Danziger Arbeiter bleiben aber arbeitlos.

Alle Welt soll eben in den Glauben versetzt werden — und wie leicht ist das heute —, Danzig könne ohne Polen nicht existieren; es scheint also eine rühmliche Tat, wenn Polen sich Danzigs annimmt, vielmehr es überhaupt noch nimmt.

Den überstaatlichen Drahtziehern, denen völkermordende Kriege von jeher Lebensnotwendigkeit sind, weil sie dann am ungestörtesten im Trüben fischen und ihr Machtstreben durchsetzen können, ist neuerlich die ewige Danzig-polnische Spannung noch ein willkommenes Mittel zur Schaffung eines „Grundes" für den besonders im Interesse des päpstlichen Rom liegenden Interventionkrieg gegen Rußland. So wurde der lange angekündigte Besuch Deutscher Kriegsschiffe in Danzig — es handelt sich um das Linienschiff „Schlesien" und seine Torpedoboote, deren Besatzung mit erschütternder Begeisterung vom Deutschen Danzig empfangen und gefeiert wurde — zum Anlaß für eine maßlose Hetze der gesamten polnischen Presse gegen Danzig und Deutschland. Man wollte den Besuch verhindern, bezeichnete ihn als „taktlose Provokation" Danzigs gegen Polen und behauptete schließlich, die Schiffe hätten Waffen eingeführt. In ähnlicher Weise wurde die einige Zeit darauf erfolgende Landung des Zeppelin in Danzig ausgenutzt. Am gleichen Tage mußte Polen in seinem ganz nahe bei Danzig gelegenen neu erstandenen Hafen, dem früheren Gdingen, das „Fest des Meeres" feiern.

Endlose polnische Züge rollten durch den Danziger Hauptbahnhof, zum Teil dicht besetzt mit bis an die Zähne bewaffnetem polnischen Militär. Haßlieder gegen Deutschland und Danzig wurden während des Aufenthaltes auf den Danziger Bahnhöfen gesungen, Reisende belästigt und die Wagen der Züge waren teilweise mit Deutschfeindlichen Aufschriften versehen. So werden die Deutschen und polnischen Gemüter erregt, damit zu gegebener Zeit, d. h. wenn die daran Interessierten den Zeitpunkt für geeignet halten, die seelische Bereitschaft zum Losschlagen vorhanden ist.

Nicht lange, dann ist Danzig an der Grenze seiner Möglichkeiten angelangt und sein Schicksal besiegelt. Das Deutsche Danzig weiß, es gibt nur einen Ausweg: ein starkes, freies Deutschland, das sich seiner Verantwortung allen Volksgenossen gegenüber bewußt ist. Genau wie in Deutschland geht auch in Danzig der Kampf um dieses hohe Ziel und das Werden des Deutschen Volkes, eins in Blut, Glaube, Kultur und Wirtschaft.

Die Hexe

Kalt weht der Wind ob dürre Heide,
Die Hexe steht in dünnem Kleide,
Die Augen weit und starr vor Qual
Hoch überm Volk am Marterpfahl. –
Verhetztes Volk – es rennt und rennt.
Zu sehen, wie die Hexe brennt.
Man sagt, das Weib sei jung und schön,
Drum will sie jeder brennen sehn.

Aus tiefem Walde soll sie stammen,
Dort wo die vielen Meiler flammen.
Weil sie sich nicht zum Kreuz bekehrt,
Wird sie vom Feuer jetzt verzehrt. –
Ein häßlich Weib aus nahem Ort,
Das sprengte aus manch böses Wort;
Sie solle heimlich Tränke braun
Und manchmal gar den Bösen schaun.

Des Volkes Masse raunt und flüstert,
Die erste Flamme knackt und knistert –
Das blonde Weib, von Glut umhüllt,
Steht reglos, wie ein Götterbild.
Kein Schrei entfliegt dem herben Mund
Und tut von Reu und Schmerzen kund. –
Das letzte wird vom Rauch verhüllt,
Der zäh und schwarz zum Himmel quillt. –

Der Scheiterhaufen sinkt zusammen;
Noch einmal züngeln blaue Flammen.
Das Volk strömt weg von schlimmem Ort,
Es flüstert hier, es raunet dort:
„Wenn dieses Weib dort böse war,
Dann hol der Teufel mich – fürwahr.“
Ein finstrer Pfaffe hört dies Wort
Und schleicht sich schnell und heimlich fort.

Von Erich Limpach

Jüdisch-christliche und Deutsche Wirtschaft.

Von H. Rehwaldt.

Oft wird uns im Kampf die Frage nach unserem Wirtschaftprogramm gestellt. Dadurch wird unsere Bewegung auf eine Stufe mit den politischen Parteien gesetzt, die in ihrem Kampf um Stimmen und Mandate selbstverständlich ohne Programme, hochtönende Schlagworte und Versprechungen nicht auskommen können.

Es ist ganz klar, daß alle Programme, die doch in erster Linie den Zweck verfolgen, die betreffende Partei und deren Ziele ins beste Licht zu setzen und dadurch Mitglieder und Anhänger zu gewinnen, etwas Gutes an sich haben. Alle Parteiprogramme werden unter dem Gesichtspunkt der Werbewirkung aufgestellt, aber ohne Rücksicht darauf, ob alle die schönen Punkte und Forderungen erfüllbar sind. Den Parteien liegt ja auch an der Erfüllung des Gesamtprogramms gar nichts, wie es die Praxis lehrt. Die Sozialdemokratie hatte z. B. den schönen Punkt „Geistesfreiheit" auf ihrem Programm stehen. Wie ernst es den Führern der SPD., die 13 Jahre Deutschland, namentlich aber Preußen, regierten, damit war, beweist der Abschluß des Konkordats mit der reaktionärsten Macht der Welt, mit Rom. Ebenso erging es dem Punkt der „Sozialisierung" der Eisenbahnen, Bergwerke usw.

Solche Erfahrungen mit politischen und wirtschaftlichen Parteiprogrammen berechtigen uns zur Feststellung, daß

die Parteiprogramme bewußter Betrug an dem Volk sind und nur Werbezwecken dienen.

Da wir unseren Kampf unter dem Leitwort „Sieg der Wahrheit — der Lüge Vernichtung" führen und hohe sittliche und moralische Forderungen an die Kampfweise und die Kämpfer stellen; da uns ferner an Stimmenfang, Mandaten, Ministersesseln u. d. m. nichts gelegen ist; und da wir Volksschöpfung erstreben, die nur durch Geisteskampf, Wahrheit, Aufklärung und Erziehung, kurz durch Deutsche Revolution erkämpft werden kann — aus diesen Gründen haben wir solche von vornherein verlogenen Programme, Schlagworte und Versprechungen nicht nötig.

Zudem hat ein Programm etwas Starres, Dogmatisches an sich. Starrheit und Dogmen sind der Tod jeder Bewegung, die, wie es das Wort klar ausdrückt, etwas Unstarres, Flüssiges, Vorwärtsstrebendes ist. Es liegt in der Natur der Sache, daß jede Bewegung aus jedem Programm heraus wachsen muß. Auch deshalb lehnt unsere Bewegung jegliches Programm ab. Die Kampfziele des Generals Ludendorff, die Deutsche Weltanschauung und Gotterkenntnis der Philosophin Mathilde Ludendorff bilden die Grundlage unseres Kampfes. Alles andere entwickelt sich folgerichtig und zwangsläufig daraus, so daß es für Einen, dem die Deutsche Gotterkenntnis und Weltanschauung und die sich daraus ergebenden Kampfziele in Fleisch und Blut

übergegangen sind, keine Zweifel über die künftige Gestaltung der Deutschen Wirtschaft geben kann. Technische Einzelheiten sind dabei natürlich belanglos.

Vom Standpunkt der Deutschen Weltanschauung beurteilt, bietet unser heutiger Wirtschaftbau ein Bild trostloser Unsittlichkeit und Unmoral, ganz abgesehen von seiner volkmordenden Auswirkung auf materiellem Gebiet. Es kann ja auch nicht anders sein, nachdem der Volksgeist durch jüdisch-christliche Lehren vergiftet ist, nachdem er seine Nahrung aus dem widerspruchsvollsten aller Religionbücher, der Bibel, schöpft. Auf der einen Seite fordert der Religionstifter von seinen Anhängern freiwillige Armut, Entsagung und Kollektivwirtschaft (siehe Matth. 5/40, 6/19, 19/21, 19/29, Lukas 6/20, 14/33) und stellt den Reichen „ewige Verdammnis", den Armen aber „ewige Seligkeit" in Aussicht (siehe Lukas 16/19—31). Andererseits fördert er den Wuchergeist (siehe Lukas 19/27) und Betrug (siehe Lukas 16/1—13). So bleibt es den Christen überlassen, sich, je nach Lage, nach dem Einen oder dem Anderen zu richten. Daraus ergibt sich innere Haltlosigkeit und laxe Auffassung der Sittengesetze und Moral im wirtschaftlichen Leben. Die Internationalität des Christentums ermöglicht unbedenkliche Benachteiligung völkischer Wirtschaft und die heutzutage vorherrschende Vorliebe für alles Ausländische. Der innere Zwiespalt endlich, den die Aufpropfung artfremder Religionlehre auf die Volksseele gebiert, schließt eine sich organisch aus der Einheit von Blut, Glauben und Kultur entwickelnde völkische und sittliche Wirtschaft aus.

Alle diese Faktoren bilden den üppigen Nährboden für die parasitären Gewächse des internationalen Weltleihkapitals, das im Auftrage und im Interesse der überstaatlichen Mächte Rom-Judas alle Gebiete unseres Wirtschaftlebens beherrscht.

Das Kapital beherrscht unsere Wirtschaft. Das will besagen, daß sie unfrei, geknechtet ist und nicht dem Volke, sondern eben Rom-Juda dient, und das war nur möglich, weil die Deutsche Wirtschaft, angesteckt durch die materialistische Geistesseuche jüdischen Ursprungs, krank und nicht widerstandsfähig war.

Die Herrschaft des Kapitals äußert sich in allem und bedient sich zu weiterem Vordringen der modernen Volkswirtschaftlehre, die nach dem Geständnis im „Programm der geheimen Weltleitung", bekannt als „Protokolle der Weisen von Zion", von den gelehrten Ältesten des „auserwählten Volkes" ersonnen war, um dem Kapital königliches Ansehen zu verleihen und die Gojim denkunfähig zu machen. Es bedient sich aller Richtungen der Volkswirtschaftlehre, des Kapitalismus, des Sozialismus, des Kommunismus.

Alle diese Lehren haben mit dem Christentum das Eine, Grundlegende gemein: den Willen zum Kollektiv. Es wechselt nur das Tempo des Strebens, der Weg zum Endziel. Der Grundgedanke bleibt der Gleiche:

Enteignung des Volkes, Abtöten aller Selbständigkeit, aller Persönlichkeit und aller Freiheit, radikale Gleichmachung in allem und auf allen Gebieten des Lebens,

kurz: „eine Herde unter einem Hirten".

Das scheint im ersten Augenblick nicht zutreffend zu sein. Aber bei näherer Betrachtung tritt die eine große Grundlinie klar hervor.

Darüber, daß Kommunismus und Sozialismus das Kollektiv als gemeinsames Ziel haben, sind wir uns klar. Weniger klar ist es manchen, daß auch der sogenannte „nationale Sozialismus" das gleiche Ziel erstrebt. Prüft man aber das Wirtschaftprogramm der NSDAP. genau und unvoreingenommen, so erkennt man in den Parteidogmen die starre Totenfratze des Kollektivismus, allerdings christlicher Prägung. Sozialismus bleibt Sozialismus, und wenn er sich zehnmal ein nationales Mäntelchen umhängt.

„Der Sozialismus weist zwei Abzweigungen auf, Kollektivismus und Kommunismus", schrieb der verstorbene russische Revolutionär Arzybaschew in seinem leider nur in russischer Sprache erschienenen Werk „Ewige Fata-morgana": „Der Kollektivismus behält eine gewisse Freiheit der Persönlichkeit bei, indem er das Privateigentum anerkennt und nur die Enteignung der Produktion-, Verkehrs- und Tauschmittel fordert. Der Kommunismus jedoch, der letzten Endes zweifellos die logische Vervollkommnung der Grundidee von der Unterwerfung der Einzelpersönlichkeit den Belangen des Kollektivs darstellt, lehnt jedes Privateigentum ab, vernichtet den subjektiven Wert des Menschen und engt die individuelle Schöpfungkraft in den Rahmen der Nützlichkeit für die Allgemeinheit ein."

Wir sehen heute in Sowjetrußland Versuche einer Kommunisierung eines Volkes. Die Versuche haben jedoch zum Teil das Stadium des Kollektivs noch nicht überschritten. Den Erfolg sehen wir ja: ein verelendetes, versklavtes, entrechtetes Volk, dem noch vorgeredet wird, daß es sich selbst regiert.

So ist der Schritt von dem irdische Güter verneinenden Christentum, dessen Kollektivismus sich auf Hoffnung, auf „himmlischen Lohn" und Furcht vor „Höllenstrafen" gründet, zum atheistischen Kommunismus, der starr und dogmatisch seinem Götzen Nützlichkeit dient, nicht zu groß. Etwas anders verhält es sich scheinbar mit dem Kapitalismus, aber nur scheinbar. Der Kapitalismus in seiner höchsten Potenz erstrebt Ansammlung des Kapitals in wenigen Händen, die als Machtzentren die Welt beherrschen. So entstanden und wuchsen zu ungeheuren Ausmaßen Riesen-Trusts der Industrie und des Handels. Riesenbanken sammelten die Goldbestände der Welt in ihren Kellern, bemächtigten sich großer Teile der Bodenschätze industrieller und landwirtschaftlicher Art, kontrollierten eine ungeheure Anzahl wirtschaftlicher Unternehmungen. Warenhäuser errichteten Prunkpaläste, wo sie billigen Modeschund dem Volk boten. Der Besitz sammelte sich immer mehr in einzelnen Machtzentren. Der brutale, selbstsüchtige Individualismus in seiner materialistischen Weltanschauung machte sich den Teil des Evangeliums zu eigen, der Wucher preist, oder, soweit er jüdisch war — die Lehren des Talmuds.

Und das Endergebnis ist auch bei dem Kapitalismus dasselbe. Das Volk wird enteignet, kollektiviert, versklavt. Nur Wenige erfreuen sich auf Kosten Vieler des Überflusses. Und die Vielen hoffen bangend auf „besseres Jenseits". Und schweigen: „... so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten

Backen, so reiche ihm den andern dar"*) und: „Ein jedermann sei untertan der Obrigkeit ..."**)

Man sieht: in den verschiedensten äußerlichen Aufmachungen, in buntesten Gewandungen steckt der gleiche Kern: das starre tote Gerippe des Kollektivs. Die Menschen sind verschieden. Jeder hat ein anderes Weltbild für sich gebaut. Das wissen die Überstaatlichen wohl und so haben sie die mannigfaltigen Programme und Lehren geschaffen, damit jeder sich das aussuchen kann, was ihm am meisten behagt. Und so laufen die Menschen jeder seinem eigenen schillernden Trugbild nach, ohne zu wissen, daß alle Wege in einem Ziel münden:

„Und es wird eine Herde und ein Hirte werden" (Johannes 10/16).

Die Überstaatlichen schufen als sicheres Versklavungmittel die Goldwährung und suggerierten den Völkern den Wahn an, daß das Gold als die preisbeständigste Ware die einzig mögliche Währunggrundlage sei. Dabei schwankte in Wirklichkeit der Goldpreis in den letzten Jahrzehnten beträchtlicher als die Warenpreise. Aber das Volk sah das nicht und glaubte dem Trug. Sie erklärten den jüdischen Zinswucher für moralisch und fesselten die Völker mit einem Rattenschwanz innerer und äußerer Anleihen. Sie förderten künstlich Börsenspiel, Korruption, Bestechung und Betrug, und die Völker gewöhnten sich an diese widerlichen Erscheinungen und lernten sogar die erfolgreichen Gauner zu bewundern, da artfremde Lehren das Gefühl für Sitte und Moral in den Völkern untergraben hatten.

So regieren Rom-Juda durch tausenderlei Mittel die Welt. Sie stützen sich dabei auf die ungeheuerliche Zerrüttung der Sittlichkeit des Volkes durch alle diese kollektivierenden artfremden Lehren und bedienen sich der „Wissenschaften", die sie zu eigenem Heil ersonnen haben. Recht und Gesetzgebung, Volkswirtschaft und Heilwissenschaft, Geschichtlehre und Soziologie, Kunst und Philosophie dienen — bewußt oder unbewußt — den Überstaatlichen, die es verstanden haben, alle diese Richtungen des Geisteslebens für ihre Zwecke abzubiegen. Nur wenige Forscher und Geisteshelden vermochten frei zu bleiben — sie wurden totgeschwiegen, verleumdet, vernichtet, ihre Werke geschächtet, umgebogen. Und das Volk, in materialistischen Suggestionen des Christentums oder der anderen kollektivierenden Lehren befangen, folgt seinen Verführern und stürzt immer tiefer in den Abgrund der geistigen und wirtschaftlichen Entmannung.

Nur so war es Rom-Juda und ihnen hörigen Weltleihkapitalisten möglich, nach Kriegen und Revolutionen, Inflationen und Deflationen, Krisen und „Wirtschaftbelebung" die Kollektivierung der Völker, namentlich des Deutschen Volkes, bis zum heutigen Stadium durchzuführen. Nur so ist unser heutiges namenloses Elend möglich geworden.

Was stellen wir dem unsittlichen jüdisch-christlichen Wirtschaftsystem entgegen? Wie wird die Deutsche Wirtschaft nach Vollendung der Deutschen Revolution aussehen?

Die Kampfziele, die uns General Ludendorff gewiesen hat, bringen das

*) Matth. 5/39 **) Römer 13/1

klar zum Ausdruck. Die Deutsche Wirtschaft wird frei sein im Rahmen des Sittengesetzes und der Volkserhaltung. Das besagt, daß die Wirtschaft, sofern sie ihre Aufgabe der Volkserhaltung erfüllt, d. h. das Volk mit allem Lebensnotwendigen versorgt, gegen die Forderungen der Volksgesundheit nicht verstößt und das Volk nicht durch Preis- und Zinswucher enteignet, sich frei entwickeln kann. Es soll nicht bedeuten, daß wir für unbedingte Autarkie eintreten, d. h. für absolute Selbstversorgung auf allen Gebieten. Der Fortschritt der Zivilisation bringt es mit sich, daß manche Erzeugnisse aus dem Auslande eingeführt werden müssen, um dem Volke gewisse Bequemlichkeiten über das Lebensnotwendige hinaus zu verschaffen und ihm dadurch das Gotterleben zu erleichtern. Ebenso kann die Deutsche Wirtschaft zur restlosen Ausnutzung der überreichen Arbeitkräfte Waren herstellen, die von dem Heimatmarkt nicht restlos verbraucht werden und die somit ins Ausland verkauft werden müssen. Damit wollen wir aber auch der Einfuhr überflüssiger und zersetzender Luxuswaren nicht das Wort führen.

Auf jeden Fall aber muß die heimische Wirtschaft in der Lage sein, im Notfalle, z. B. in Kriegszeiten, das Deutsche Volk mit allem für das Leben Notwendigen so zu versorgen, daß es in keiner Weise Not leidet, wie wir es im Weltkriege 1914/18 erlebt haben.

Da sich unsere Weltanschauung auf der freien Entfaltung der Kräfte der Persönlichkeit gründet und hohes Verantwortunggefühl von jedem Einzelnen fordert, wird die Deutsche Wirtschaft keine anonymen Unternehmungen, keine kollektivierenden Trusts, Syndikate, Warenhäuser, Konsume u. d. m. kennen. In ihrem Rahmen wird aber auch die künstlich von den Überstaatlichen gezüchtete Zweiteilung des Volkes in Arbeitnehmer und Arbeitgeber keinen Raum haben, da jeder Deutsche ein freies und unabhängiges, seiner Pflicht und seiner Verantwortung dem Volksganzen gegenüber bewußtes Glied des Volkes sein wird.

Die Deutsche Wirtschaft wird sich nach sittlichen Grundsätzen der Volkserhaltung richten. Sie wird alles fördern, was der Sippen- und Volkserhaltung dient und alles abstoßen, was ihr schädlich ist. Da das Streben nach Eigenbesitz, nach fester Grundlage für den Bestand der Sippe in der Deutschen Seele verankert ist, wird die Deutsche Wirtschaft das Eigentum schützen und seine Entwicklung im Rahmen des Sittengesetzes fördern.

In dem Schaffenskreis der Deutschen Wirtschaft wird es nicht möglich sein, daß 6 Millionen Deutsche von Bettelgroschen und 23½ Millionen Deutsche aus öffentlichen Mitteln auf Kosten der Steuerzahler leben müssen. Es wird nicht möglich sein, daß Steuern aus der Substanz gezahlt werden müssen, daß Zwangsversteigerungen wegen Steuer- und Zinswuchers Deutsche Menschen von ihrer Väterscholle vertreiben, daß der Staat wie ein Fronvogt im Volke herrscht, daß die Kirchen mit Staatsmitteln ihre Schafe scheren.*) Es wird nicht möglich sein, daß einige Wenige auf Kosten des Volkes prassen und es mit Hilfe von Börsenspekulationen, Währungbetrug, Zinswucher aus-

*) Evangelium Johannes 10/7

saugen. Das alles wird nicht möglich sein in der sittlichen, freien, Deutschen Wirtschaft.

Wann das eintreten wird? Von uns selbst, Mitkämpfer, hängt es ab. Wenn die Deutsche Gotterkenntnis, die Grundlage der Deutschen Volksschöpfung Allgemeingut des Deutschen Volkes sein wird. Wenn die Aufklärung die Giftnebel aller Suggestionen wie ein scharfer frischer Luftzug vertrieben hat. Wenn die Deutschen Menschen frei und denkfähig geworden sind. Dann schlägt die Stunde.

Darum, Mitkämpfer, laßt uns den Kampf vorwärts treiben! Laßt uns zunächst uns selbst zu freien Deutschen umschöpfen, laßt uns unsere Deutsche Weltanschauung leben! Die sittliche Kraft unserer Idee, die Reinheit unseres Wollens, der harte Wille zum Sieg bahnen uns den Weg zur Freiheit.

Über die Deutsche Revolution, über die Erlösung von Jesu Christo führt der Weg zur freien Deutschen Wirtschaft.

Immerfort.

Das Sonnenstäubchen fern im Raum,
Das Tröpfchen, das im Grase blinkt,
Das dürre Blättchen, das vom Baum
Im Hauch des Windes niedersinkt –

Ein jedes wirkt an seinem Örtchen
Still weiter, wie es muß und mag,
Ja selbst ein leises Flüsterwörtchen
Klingt fort bis an den jüngsten Tag.

Wilhelm Busch

Schein und Sein.

Mein Kind, es sind allhier die Dinge,
Gleichviel, ob große, ob geringe,
Im wesentlichen so verpackt,
Daß man sie nicht wie Nüsse knackt.

Wie wolltest Du dich unterwinden,
Kurzweg die Menschen zu ergründen.
Du kennst sie nur von außenwärts.
Du siehst die Weste, nicht das Herz.

Wilhelm Busch

Meine Kampfziele.

Von General Ludendorff.

Ich erstrebe ein wehrhaftes und freies Großdeutschland, das das Deutsche Volk eng mit der Heimaterde verbindet und ihm in Deutscher Weltanschauung die geschlossene Einheit von Blut (Rasseerbgut), Glauben, Kultur und Wirtschaft wiedergibt.

Wehrhaftigkeit und Freiheit erfordern ein starkes, charaktervolles Geschlecht, durchdrungen von seiner göttlichen Aufgabe, stolz auf sein Blut und seiner Ahnen Werk, bewußt seiner Kraft, seiner Pflichten und Rechte.
Sie bedingen Erziehung beider Geschlechter in diesem Geiste, Wehrausbildung der männlichen Jugend, Ausübung des Wehrrechts des Mannes in einem Volksheer durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und im Kriegsfalle Dienstpflicht beider Geschlechter, sei es an der Front oder in der Heimat.

Wehrhaftigkeit verlangt Ehrung des Soldaten und Versorgung der Kämpfer nach dem Kampf, namentlich der Verletzten und der Hinterbliebenen. Notlage seiner Verteidiger ist Schande des Volkes.

Freiheit verlangt ungeschmälerte Selbstbestimmung und somit Wiederherstellung der Wehrhoheit.
Der Versailler Vertrag und die anderen, Deutsche bedrängenden Diktate und ihre Ergänzungen durch die Erfüllungpolitik, die das Deutsche Volk abwürgen, sind aufgebaut auf der Lüge von Deutschlands Schuld am Weltkriege und daher nichtig.
Die Bevormundung und das Joch fremder Staaten und der überstaatlichen Mächte, die uns den Krieg und die Revolution bescherten und uns jetzt in der Gewalt haben, sind abzuschütteln.
Im Innern gilt der Kampf den Weltkapitalisten und ihren Wirtschaftformen wie Sozialismus, Faschismus und Bolschewismus, ihren Geldsystemen nebst ihrem Geldhandel und ihren stets wechselnden Maßnahmen, den Schaffenden und Arbeitenden den Arbeitertrag zu rauben, die Besitzenden zu enteignen und so die Völker zu kollektivieren.
Es gilt der Kampf dem Judentum, das durch Freimaurerei und Marxismus mit dessen Spielarten durch Weltkapital und Knechtung, Verseuchung und Suggestivbehandlung der Menschen die Weltherrschaft über kollektivierte Völker erstrebt und auch das Deutsche Volk in autonomen Wirtschaftprovinzen eines Pan-Europa für sich arbeiten lassen und es durch List und Gewalt mittels des christlichen Glaubens vor Jahweh zwingen und in völlig fremder Weltanschauung entwurzeln will.

Es gilt der Kampf der katholischen Aktion der römischen Kirche, die uns seit Jahrhunderten mit entsprechenden Mitteln rassisch entartet, knechtet und vor den Stuhl Petri zwingen will, sowie jeder Verwertung der christlichen Lehre zur Schwächung Deutscher Kraft durch Staat und Kirche.

Ja es gilt der Überwindung des Christentums, weil auch ein Restbestand im Volke die Herrschaft der überstaatlichen Mächte begünstigt und die Volksschöpfung gefährdet, aber nicht mit Mitteln der Gewalt, die einst gegen unsere Ahnen angewandt wurden und jetzt gegen uns eingesetzt sind, sondern durch Aufklärung und sittliches Handeln.

In gleicher Weise gilt es, so die Rechtsbegriffe eines fremden Rechtes zu überwinden, das im Gefolge des Christentums zu uns kam und der Herrschaft der überstaatlichen Mächte nur zu sehr dient.

Großdeutschland soll alle Deutschen Mitteleuropas in einem Staate zusammenfassen und den Auslandsdeutschen Rückhalt sein. In ihm sollen die einzelnen Stämme in freier Selbstverwaltung gleichberechtigt nebeneinander stehen. Bundesstaaten oder selbständigen Ländern, aber auch bürokratischem Zerschlagen von Stammeseigenarten ist damit ein Ende bereitet.

Die Staatsgewalt sei stark und sittlich, ihre einzige Richtschnur das Wohl des gesamten Volkes; ob es monarchisch oder republikanisch ist, ist heute von untergeordneter Bedeutung: wichtig allein, daß ein freier Deutscher Mann, nur sich und dem Volke verantwortlich, die Zügel der Regierung führt.

Der Führer des Reiches verfügt über das Heer und die Verwaltung, die staatlichen Beamten sind nur ihm verantwortlich.

Die Volksvertretung besteht nach dem Leistunggrundsatz aus den wertvollsten Deutschen, die voll für ihr Tun verantwortlich sind.

Die Verwaltung der Stämme wird in Erweiterung Steinscher Gedanken von der Gemeinde nach den gleichen Grundsätzen zu einer freien Selbstverwaltung ausgestaltet.

Damit verschwinden die undeutschen Zeitkrankheiten von Parlamentarismus und Bürokratismus, jener unverantwortlichen Machtmittel und Versorgunganstalten der überstaatlichen Mächte und ihrer Hörigen.

Bei Betätigung politischer Rechte nach dem Leistunggrundsatz gewährt ausgeübte Wehrpflicht und betätigte Mutterschaft Bevorzugung.

Juden und andere Fremdrassige können nicht Deutsche Staatsbürger sein, noch irgendein Amt bekleiden oder ein Aufsichtrecht über Deutsche ausüben.

Gehorsamspflicht oder eidliche Bindungen gegen nichtstaatliche oder außenstaatliche Obere oder Angehörigkeit zu einer Geheimgesellschaft mit eigener Gerichtsbarkeit, zum Beispiel der Freimaurerei und

sonstigen Geheimorden jeder Art, sind untersagt. Sie sind unvereinbar mit den Hoheitpflichten und der Verantwortung des Staates, der allein das Recht hat, den Staatsbürger zum Gehorsam zu verpflichten und Recht zu sprechen.

Das Volk ist eine lebendige Einheit Deutscher Menschen, die in Selbsterhaltung und darüber hinaus einander durch Arbeit mit Kopf und Hand dienen und ihre göttliche Aufgabe erfüllen. Wer hier nicht versagt, hat — an welcher Stelle er auch stehe — das Recht auf Achtung, Versorgung und Fürsorge.

Mann und Frau stehen in dieser lebendigen Einheit des Volkes gleichwertig, aber wesensverschieden nebeneinander. Die Frau soll die hohe Stellung im Volke und in der Familie zurückerhalten, die sie einst bei unseren Ahnen vor Eindringen fremder Weltanschauung und Sitten hatte.

Die Familie ist die Kraftquelle Deutschen Lebens.

Die heranwachsende Jugend erhält ihre Richtschnur durch das Beispiel der Eltern; Jugendbewegung kann hier ergänzen, aber nie Ersatz bieten.

Die Heimaterde ist dem Volke das unersetzliche Vaterland. Es ist mit ihr verwachsen. Durch Pflege der Heimatliebe, durch Schaffung von Siedlungen und von Heimstätten zur Rettung der einkasernierten Großstädter wird das Verwachsen noch inniger. Heilige Deutsche Erde darf nie Handelsware sein. Wir waren Jahrtausende hindurch ein glückliches Bauernvolk und müssen auch heute unter veränderten Verhältnissen Rückhalt im Landvolk haben, ohne deshalb eine andere Volksschicht minder zu bewerten.

Dem wieder mit der Scholle verwachsenen Volke muß die Einheit von Blut, Glauben, Kultur und Wirtschaft, wie sie einst die Ahnen besaßen, wieder errungen werden. Dies entscheidet über Leben und Verkommen des Volkes.

Blutsbewußtsein und Rassestolz sind Rückgrat des Volkes.

Reinheit der Rasse ist heiliges Gesetz der Erhaltung ihrer Seele. Sie zu hüten, ist oberste Pflicht der Volksleitung. Mischung mit Fremdblut ist Volksvergiftung. Mit dem Wiedererwachen des Rassebewußtseins schwindet auch die Überheblichkeit einzelner Volksgruppen.

Gesundheitpflege der Rasse ist Notwendigkeit der Arterhaltung, sie ist Vertrauensamt der Ärzte gleichen Blutes unter den Augen des Volkes. Körperstählung und Erbgesundheitpflege ist dabei wichtiger als Krankheitheilung.

Deutsches Gotterkennen steht im Einklang mit dem Erbgut unseres Blutes und in Übereinstimmung mit unseren Naturerkenntnissen und gibt dem Volke klare sittliche Wertungen. Es ist in Verbindung mit dem erwachenden Rassebewußtsein die Grundlage der Volksschöpfung und Volkserhaltung.

Bei Achtung vor jeder ernsten Glaubensüberzeugung wenden wir uns gegen jede Freiheitbeschränkung des Volkes durch die christliche Fremdlehre und

lehnen Aufnahme von Säuglingen in eine Glaubensgemeinschaft und eine Glaubensbindung Unmündiger für ihr ganzes Leben als unsittlich ab. Solche Entscheidungen stehen nur Erwachsenen zu.

K u l t u r ist das Werk des Gottglaubens und der sittlichen Ideale des Volkes. Diese durchdringen alle Kunst- und Wissenszweige und das gesamte Bildungwesen als Kraft- und Lebensquell. Kunst und Wissenschaft werden von allem Fremden und allen Einengungen befreit, Erziehung und Bildungwesen vom Staate geleitet. Seelische Volksvergiftung und Meinungknechtung, sowie Dressur durch Suggestionen und Exerzitien werden schlimmer geahndet als Körperverletzung und Totschlag. Freie Geistesentwicklung ist der köstlichste Besitz eines Volkes.

M u t t e r s p r a c h e, S c h r i f t u n d B r a u c h t u m des Volkes sind Wesensbestandteile seiner Kultur und ihm heilig.

D e u t s c h e s R e c h t muß in Deutscher Gotterkenntnis wurzeln und Deutscher Weltauffassung entsprechen, somit auch Ehre schützen.

Z i v i l i s a t i o n und ihre Fortschritte haben dem Volkswohl zu dienen; dadurch erhält die Deutsche Forscherarbeit ihre Weihe.

D i e W i r t s c h a f t soll sich in die sittlichen Ideale des Volkes einreihen. Innerhalb der durch diese gesteckten Grenzpfähle entfaltet sie sich frei.

Sie hat das Volk mit allen Bedürfnissen billig und auch reichlich zu versorgen und möglichst unabhängig von fremder Einfuhr zu machen. Zuverlässigkeit ist ihre Grundlage. Verteuerung zugunsten einzelner Gruppen wird durch straffe Staatsgewalt ausgeschlossen.

Der Besitz des Einzelnen untersteht den sittlichen Forderungen der Volksgemeinschaft. Abschaffung von Eigentum ist unsinnig und untergräbt Rechtsbewußtsein und Leistungfreudigkeit.

Arbeitvergütung muß im Einklang stehen mit der Leistung. Die Verwebung der Person mit Arbeit, Werk und Erfolgen wird Arbeitfreudigkeit des Einzelnen und Arbeitfrieden sichern. Der Eigennutz der Arbeitgeber und die Antwort darauf, der Klassenkampf der Arbeitnehmer, sind Krankheiterscheinungen entarteter Wirtschaftformen in einem entwurzelten Volke und nicht etwa Wirkungen zivilisatorischer Fortschritte.

Das Geldwesen wird von allen fremdblütigen Verseuchungen gereinigt und nach Deutschem Rechtsgefühl geordnet. Dabei liegt der Wertmesser des Geldes im Inlande, unantastbar für das Ausland.

Befreiung vom weltkapitalistischen Zinsjoch und sittliche Geldschöpfung werden Wohlstand für alle Deutschen bringen und dem unseligen Elend darbender Deutschen in allen Schichten des Volkes ein Ende machen und alle Deutschen wieder in seinen Schaffenskreis eingliedern.

A u f d i e s e G r u n d l a g e k a n n j e d e r f r e i e D e u t s c h e t r e t e n.



